

III. Miscellen.

1. Wann ist die Kunst die Bronze zu löthen erfunden? Früher glaubte ich, diese Frage lasse sich bei der Mangelhaftigkeit unser historischen Quellen gar nicht beantworten, später nahm ich zu meiner Uebersaschung wahr, dass Andere besser unterrichtet waren: nicht nur in deutschen, sondern auch in englischen und französischen Büchern und Zeitschriften ward die Thatsache so aufgefasst, als ob sie an ein bestimmtes Datum sich anknüpfe; ich fand sogar Jahreszahlen, da aber dieselben bedeutend differirten, machte mich dies wieder irre; endlich erfuhr ich, Glaukos von Chios habe diese Kunst erfunden. Da über das Zeitalter dieses Künstlers die Ansichten getheilt sind, erklärte sich die Differenz hinsichtlich des Datums der Erfindung. Von Glaukos wusste ich, dass ihm Herodot das Verdienst zuschreibt, zuerst die Kunst das Eisen zu löthen erfunden zu haben ¹⁾. Ein vielbewundertes, alterthümliches Werk von seiner Hand, ein eiserner Untersatz für einen silbernen Mischkrug

1) Herodot I, 25: *ὅς μούνος δὴ πάντων ἀνθρώπων σιδήρου κόλλησιν ἐξεῦρε*. Alle übrigen Zeugnisse (zusammengestellt von Overbeck d. antiken Schriftquellen S. 47) gehen auf die Aussage des Herodot zurück und haben keinen selbständigen Werth: nur machen Einige nach einer anderen Ueberlieferung den Künstler zum Samier; so auch Stephanus Byz. unter *Αἰθάλη*, der noch einen anderen Glaukos kennt: *δύο γὰρ ἦσαν· εἰς τῶν τὴν κόλλησιν σιδήρου εὐρόντων* (aus diesen Worten darf man nicht schliessen, dass auch Andere auf das Verdienst dieser Erfindung Anspruch erhoben hätten, sondern der Grammatiker schrieb *εἷς ὁ τὴν κόλλησιν σιδήρου εὐρόντων*): *οὗτος μὲν Σάμιος, ὅστις καὶ ἔργον ἀοιδιμώτατον ἀνέθρηκεν ἐν Δελφοῖς, ὡς Ἡρόδοτος· ὁ δὲ ἕτερος Λήμιος, ἀνδριαντοποιὸς διάσημος*. Der Bildhauer aus Lemnos ist vielleicht nicht verschieden von dem Glaukos, welcher um Ol. 76 blüht, den Pausan. V, 26 einen Argiver nennt. Aus der Stelle des Plutarch de def. orac. 47 darf man nicht schliessen, der ältere Glaukos habe die Kunst das Eisen zu härten und zu erweichen erfunden oder vervollkommenet, sondern Plutarch setzt nur voraus, dass ihm diese Technik wohlbekannt war.

in Delphi, erhielt das Andenken an Glaukos und seine Erfindung lebendig. König Alyattes von Lydien hatte um Ol. 42 das Weihgeschenk nach Delphi gestiftet, daher man gewöhnlich den Glaukos zum Zeitgenossen des Alyattes macht, während Eusebius, freilich ein wenig verlässiger Zeuge, ihn in viel frühere Zeit, in Ol. 22 versetzt. Es war dies die einzige Arbeit des Glaukos, welche das Alterthum kennt; alle Augenzeugen, wie Herodot, Hegesander von Delphi und Pausanias sagen einstimmig, der Untersatz sei aus Eisen zusammengelöthet gewesen. Woher stammt also die Nachricht der Neueren, welche in den alten Quellen keine Unterstützung findet, Glaukos habe die Kunst Bronze zu löthen erfunden?

Offenbar müssen wir die Gewähr für diese Notiz bei den modernen Kunsthistorikern suchen, und wirklich schreibt H. Brunn Geschichte der griech. Künstler I, 29 im J. 1853: »Sein Ruhm ist die Erfindung der Löthung des **Erzes**.« Dies ist offenbar nur ein Schreib- oder Gedächtnissfehler ¹⁾, der aber verhängnissvolle Folgen hat: denn alsbald wird auch der eiserne Untersatz zum ehernen, und in der Beschreibung des Kunstwerkes nach Pausanias ist von Verbindung des Erzes und ehernen Querstäben die Rede, wo der Grieche *ἔστιν αὐτῆ τῷ σιδήρῳ δεσμὸς* und *ἐλάσματα τοῦ σιδήρου* sagt. Für diese Verwirrung ist also Brunn verantwortlich zu machen, doch ist diese gelehrte Geschichte der griechischen Künstler wohl nur dem engern Kreise der speciellen Fachgenossen bekannt, jener weit verbreitete Irrthum wird nur indirect auf Brunn zurückgehen, und zwar, wenn nicht alles täuscht, auf ein populäres, allgemein verbreitetes Werk, auf E. Curtius griechische Geschichte I, S. 441 (ersch. im J. 1857, aber die späteren Ausgaben weichen nicht ab). Hier wird ausgeführt, man habe schon längst verstanden Erzstücke durch Stifte und Nägel zu verbinden, aber erst in Chios habe man die Kunst erfunden, das Erz zusammen zu löthen, und dies sei eben das Verdienst des Glaukos. Bei Curtius liegt kein Schreibfehler vor, sondern er folgt eben allzu vertrauensvoll der Führung Brunn's und sucht sogar recht scharfsinnig nachzuweisen, dass diese Technik des Löthens gerade in Chios, der Heimath des Mastixbaumes, vorzugsweise mit Erfolg ausgebildet werden konnte.

Ich hoffe dieser weit verbreitete Irrthum ist damit ein für allemal beseitigt ²⁾. Wenn Glaukos, gleichviel ob Ol. 22 oder 42 die Kunst das Eisen zu löthen erfand, so ist man wohl berechtigt daraus zu schliessen, dass das gleiche Verfahren schon längst bei der Bronze angewandt worden war; denn die Technik der Erzarbeit geht naturgemäss der Bearbeitung des Eisens voraus und ist früher vervollkommenet worden. Dabei darf man übrigens voraussetzen, dass

1) Auch die betreffenden Anmerkungen zeigen deutliche Spuren von Flüchtigkeit.

2) Wenn es, wie hier nachgewiesen wurde, einem geachteten Gelehrten begegnet, Bronze und Eisen zu verwechseln, so darf man wohl unter Umständen alten sonst sorgfältigen und gewissenhaften Schriftstellern einen gleichen Irrthum zutrauen. Doch darüber ein anderes Mal.

man auch, nachdem die Kunst des Löthens erfunden war, noch längere Zeit fortfuhr nach alter Weise Bronzegefässe u. s. w. zusammen zu nieten.

Schliesslich möchte ich rathen die Data der griechischen Kunstgeschichte nicht so ohne weiteres für die allgemeine Entwicklung der künstlerischen Technik zu verwerthen: die Angaben griechischer Schriftsteller über den ersten Erfinder beruhen z. Th. nur auf unsicherer Vermuthung, zuweilen stehen verschiedene Ueberlieferungen einander gegenüber; dann aber waren die Griechen nur zu sehr geneigt, auf diesem Gebiete sich alles Verdienst ausschliesslich zuzueignen: auch wenn die Nachricht über den ersten Urheber einer Erfindung wohl begründet ist, beweist dies zunächst nur, dass er der erste Hellene war, der das betreffende Verfahren anwandte, dies schliesst aber nicht aus, dass anderwärts schon längst die gleiche Kunstübung bekannt war.

Th. B.

2. Zur Chronologie der Gräberfunde. Münzen sind anerkanntermassen das wichtigste und untrüglichste Hilfsmittel, um wenn auch nicht immer ganz genau, doch wenigstens annähernd die Epoche zu bestimmen, welcher Ueberreste der Kunst und Industrie, die eben in Begleitung von Münzen zu Tage gefördert wurden, angehören. Bekanntlich pflegt gegenwärtig eine grosse Anzahl Alterthumsforscher, wenn unter den nordischen Gräberfunden Goldschmuck oder Bronzeeräthe vorkommen, welche mehr oder weniger Kunstfertigkeit verrathen, darin Erzeugnisse etruskischer Industrie zu erblicken. Man weiss ganz genau, auf welchen Strassen der Handel diese transalpinischen Fabricate nach dem Norden beförderte, und sucht auch die Chronologie festzustellen, indem man solche Grabfunde ungefähr derselben Zeit zuweist, in welcher gleichartige Bronzegefässe und Goldschmuck in Italien angefertigt wurden. Auch auf der vorletzten Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Trier im Spätjahr 1874 wurde das Thema eingehend besprochen; bei diesem Anlass warf Hr. v. Quast aus Berlin die zeitgemässe Frage auf, ob sich nicht zuweilen auch Münzen bei diesen Gegenständen, deren Ursprung man auf ausländischen Gewerbfeiss zurückführe, gefunden hätten. Die anwesenden Vertreter dieser Ansicht stellten einstimmig das Vorkommen von Münzen in Abrede. Diese Behauptung steht jedoch mit den Thatsachen nicht recht im Einklange. Da die Fundberichte oft mangelhaft und unzuverlässig sind, da namentlich bei Ausgrabungen das, was verschiedenen Epochen angehört, nicht immer sorgfältig genug gesondert wird, so mag vorläufig nur ein vollkommen gesicherter Fall vorgeführt werden. In Brüssel in der Sammlung des Herzogs von Arenberg befindet sich ein goldener Halsring, der, wie Schürmans *Objets Étrusques découverts en Belgique* (Brüssel 1872) S. 85 versichert, grosse Aehnlichkeit mit dem Halsring von Waldalgesheim hat; derselbe ist zu Frasnes-lez-Buissenal (an der Grenze der Gemeinden Frasnes und Anvaing, arrondiss. de Tournay, province d'Hainaut) zugleich mit *monnaies gauloises, fabriquées à l'imitation des didrachmes de*

Philippe de Macédoine ausgegraben worden. Dieser interessante Fund, obwohl nicht ganz neuen Datums (5. Febr. 1864), verdient auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden; daher möge hier der Bericht, welchen alsbald Ed. Joly im l'Echo de Renaix vom 17. Febr. erstattete, den wir der freundlichen Mittheilung des Hrn. Schürmans in Lüttich verdanken, folgen.

„Dans l'après-midi du 5 février dernier, des ouvriers de M. le comte Gustave de Lannoy, bourgmestre d'Anvaing, gouverneur de la Maison de S. A. R. Mgr. le duc de Brabant, procédant à des travaux de plantation dans le bois de Martimont (Martis mons), situé à un Kilomètre environ de l'est du chemin de fer Hainaut-Flandres, y ont découvert, à proximité d'un ravin, au fond duquel coule une source d'eau appelée la Fontaine de l'Enfer, un dépôt d'objets en or, remontant à la période celtique, et composé d'une cinquantaine de monnaies et de deux magnifiques colliers ou torques d'un chef gaulois.

Les monnaies ou médailles qui toutes, ou presque toutes, ont passé par nos mains, portent le même type, mais sont distinctement d'autant de coins différents. C'est la monnaie celtique uniface, à flacon concave où l'on voit en gros relief, galopant à droite, le cheval libre ou symbolique, et qui est réputée par les numismates, comme la plus ancienne monnaie autonome de ces contrées. D'après les conjectures du savant polonais feu Joachim Lelewel, l'émission des unifaces remonterait au plus tard à l'année 200 avant Jésus-Christ. Elles ne seraient qu'une imitation barbare et dégénérée du statère d'or, au bige, de Philippe de Macédoine.

On ne doit pas s'imaginer cependant que ces monnaies sont rares dans nos localités, au contraire il se passe peu d'années, sans que les travaux de la campagne n'en fassent surgir de terre quelques spécimens. Cette fréquente apparition des unifaces, leurs divers degrés d'usure dans un même dépôt, et surtout leur grande variété de coins, dont les différences se sont certainement succédé, d'une manière continue, pendant un long espace de temps, nous donnent la preuve que cette monnaie fut forgée sur les lieux mêmes où on la déterre, tant isolément qu'en dépôts, et qu'elle constitua, durant une longue période d'années, le numéraire des clans celto-belges établis sur les bords de l'Escaut (le Scalt) et de ses divers affluents, tels qu'ici la rivière la Ronne, dans le voisinage de laquelle a eu lieu la découverte qui nous occupe.

Quant aux torques ou colliers, dont l'âge nous est révélé par les médailles qui les accompagnaient, ce sont deux pièces exceptionnellement rares, et inconnues jusqu'à présent dans les Annales des découvertes archéologiques dans notre pays. Ils sont d'une magnificence vraiment capitale pour l'époque où ils furent fabriqués.

Le plus grand, qui présente un diamètre de 0,20 m., est décoré de dessins au repoussé, figurant grossièrement des têtes de cheval, des cygnes, des hydres ou serpents, et d'autres formes zoomorphiques et symboliques, offrant, dans leur ensemble, la plus parfaite analogie de style avec certaines configurations symboliques, que nous avons observées dans les monuments de provenance scandinave. Et c'est là, nous le déclarons, une particularité qui nous a singulièrement

frappé. On se fera aisément une idée de la richesse de ces objets de parure, si l'on se figure que le tore ou boudin de l'un d'eux a près de 0,035 m. d'épaisseur, c'est-à-dire un décimètre de circonférence.

Il est vrai qu'ils sont creux, travaillés sur une armature de fer ou d'acier, qui avait pour effet, tout en leur donnant plus de ténacité, de les rendre aussi plus flexibles, et bourrés de cire, laquelle, par son long séjour dans le sol, a acquis une consistance terreuse. Ils sont d'or pur, tandis que les monnaies ne sont que d'*electrum*, qui est un alliage d'or et d'argent.

On sait que les Gaulois possédaient des connaissances métallurgiques très avancées. L'or était abondant chez eux, ils le déposaient dans les sanctuaires et il servait à la parure des femmes et des hommes. C'était un métal local qu'on retirait, en grande quantité, des fleuves, des mines des Cévennes et de l'Aquitaine.

Le collier ou torques était la parure favorite du Gaulois; c'était le plus bel ornement du guerrier. Lorsque, vaincu dans un combat, celui-ci succombait sous les coups de son ennemi le Romain, on voyait aussitôt le vainqueur lui enlever sa parure, pour s'en décorer comme d'un brillant trophée, et prendre de là ce surnom pompeux de *Torquatus*. Les colliers gaulois, pris sur l'ennemi, figuraient ainsi parmi les dépouilles qui ornaient la pompe triomphale des généraux victorieux.

Dans l'origine le collier n'était formé que d'une simple chaîne, tordue comme une corde (*catellae vel catenulae tortae*), et c'est de là que lui est venu le nom de torques sous lequel on le désignait indistinctement. Dans la suite, on le façonna aussi d'une seule pièce de métal, recourbée de manière à former un cercle d'une dimension plus ou moins considérable, quelquefois orné de ciselures: on donnait à ce genre de colliers le nom spécial de *circulus auri vel aureus*. C'est ainsi que Scheffer dépeint ces derniers, dans son traité de *antiquorum torquibus: circuli rotundi quidem, sed duri fuere, crassioresque, ex una massa, figura orbiculari etc.* Voilà bien nos colliers de Frasnes.

Toutefois, il n'y avait pas que des colliers d'or; il y en avait aussi en bronze et en autres métaux. Plusieurs étaient composés de pièces mobiles, et un grand nombre n'offraient qu'une espèce de chapelet de grosses perles, soit d'ambre, de jais, de verre de couleur, ou même de silex, et en autres pierres dures, taillées ou polies.

Les deux extrémités métalliques du torques étaient tantôt soudées, tantôt crochetées, et la plupart du temps, simplement rapprochées: la flexibilité du métal permettait de les écarter et d'ouvrir l'anneau. Nos torques appartiennent à cette dernière catégorie; une espèce de fermoir globuleux en serrait les extrémités, et marquait ainsi artistement le défaut de la jointure.

Nous avons dit qu'il y avait deux colliers. Il se pourrait cependant que le plus petit anneau qui n'a que 0,12 m. d'ouverture en diamètre (le plus grand en a 0,13 m.), et qui est travaillé avec moins d'art dût être rangé dans la classe des *armillae* ou bracelets, mais il aurait fallu un bras d'une dimension formidable pour y faire tenir semblable ornement; il est vrai que les Romains nous

représentent les Gaulois comme étant de haute stature et de formes colossales. Le doute n'existerait plus, s'il y avait eu dans la trouvaille, un troisième anneau, formant la paire avec celui que nous envisageons.

Une chose regrettable, c'est que les ouvriers, ne soupçonnant pas l'importance de leur trouvaille, ni même qu'il y ait eu de l'or, aient traité les objets découverts avec si peu de ménagements. Les colliers ont été démembrés, même mutilés en partie, et plusieurs pièces, entr'autres un anneau d'un travail merveilleux, ainsi que le fermoir dont il faisait partie, ont été détachés du grand collier. On prenait tous ces restes pour la dépouille d'un évêque des temps anciens, sa crosse, son anneau et les boutons de son vêtement. Si le trouveur n'avait eu l'heureuse inspiration d'aller consulter M. le notaire Degrèze, d'Anvaing, et de lui faire voir les objets recueillis, ceux-ci auraient eu probablement le sort de tant de restes précieux de l'antiquité, et seraient allés s'éteindre sans bruit dans le creuset de l'orfèvre qui engloutit tout sans pitié. Aujourd'hui, confiés aux mains habiles d'un ouvrier intelligent, ils pourront être aisément rétablis dans leur état primitif, et faire à l'avenir le principal ornement d'un Musée ou d'une bibliothèque.

Il est certain que le dépôt tenait à nu dans le sol, et seulement de quelques centimètres (de 0,05 m. à 0,10 m.) de sa superficie. Là, pas de vase, pas de pierres qui le protégeaient contre la pression ou la souillure des terres environnantes, comme cela se présente le plus ordinairement; une inspection des terres de déblai, jointe au témoignage des ouvriers, ne nous a pas laissé le moindre doute à cet égard. Nous en avons acquis en outre la conviction que le dépôt n'appartient pas à une sépulture, car nous n'avons aperçu ni traces de cendres, ni d'ossements calcinés, ni restes humains, ni rien enfin qui indiquât une tombe, et une fouille opérée récemment, sous la direction du comte Ch. de Lannoy, a pleinement confirmé notre observation. Seulement à peu de distance du lieu de la découverte (à quelque cent mètres au sud), on remarque une éminence régulièrement arrondie, qui pourrait bien être une tombelle.

Les circonstances dénotent que le dépôt a été effectué avec précipitation, soit au moment d'une alerte, par un guerrier expirant, s'il n'est plutôt le butin d'un soldat, tué au combat, avant d'avoir pu relever son trésor.

Nous avons appris, que les principaux objets de la découverte, d'abord déposés au château d'Anvaing, ont été depuis remis par le trouveur lui-même, le nommé Fidèle Teinturier, de Forest, aux mains de M. le comte Gustave de Lannoy, à Bruxelles, qui, nous n'en doutons pas, en fera un noble usage. «

(signé) Ed. Joly.

Zur Vervollständigung dieses Fundberichtes (eine kurze Notiz findet sich auch in der *Révue de la Numism. Belge* 1864, S. 141) dient der Aufsatz des englischen Numismatikers J. Evans: on some gold ornaments and Gaulish coins found together at Frasnès, im *Numismatic Chronicle* 1864, S. 96—101, wo auf T. V sowohl der Goldschmuck als auch drei der keltischen Münzen abgebildet sind. Diese Goldmünzen von einseitiger Prägung mit dem Typus des laufenden Pferdes finden sich vorzugsweise im Gebiete der Schelde, dann aber

auch bei Rheims und Soissons; die Goldprägung in Britannien steht damit in unverkennbarem Zusammenhange, was sich durch die Einwanderung belgischer Völkerschaften genügend erklärt. Das äusserst rohe, verwilderte Gepräge dieser Münzen berechtigt nicht, ihnen ein besonders hohes Alter beizulegen. Evans bestimmt die Zeit ungefähr 80 Jahre v. Chr., und findet ebensowenig wie Franks die Rohheit der Münztypen mit der Kunstfertigkeit, welche der Goldschmuck zeigt, unvereinbar ¹⁾).

3. Ein versteinertes Holzbild? Es ist mir am 18. Dezember 1875 durch Herrn Hugo Garthe in Köln ein versteinertes Stück Holz von 212 Cm. Länge und 60 Cm. Breite zur nähern Untersuchung übergeben worden, an dem ein menschliches Gesicht, wie es den Anschein hat, vor der Versteinerung mit rohen Zügen eingeschnitten ist. Dieser Fund ist einzig in seiner Art. Die Versteinerung ist, nach der Analyse des Hrn. Prof. Mohr eine ächte Verkieselung, 0,362 grm. der ausgeglühten Substanz enthielten 0,360 grm. Kieselerde. Das Holzstück hat genau das Aussehen der im Diluvium vorkommenden versteinerten Hölzer, denen man ein tertiäres Alter zuschreibt. Sie fehlen auch in unserm Siebengebirge nicht. Bei dem geringen Gehalt unserer Quellwässer an Kieselerde ist eine Versteinerung organischer Körper in geschichtlicher Zeit fast undenkbar, und es giebt keine sichere Angabe über ein solches Vorkommen, die Einwirkung heisser Quellen abgerechnet. Schon Lyell hatte sein Bedenken gegen die Behauptung, es seien die Pfähle der Trajansbrücke über die Donau bei Belgrad theilweise verkieselt gewesen. Das Holz, dessen Gefüge an einigen Stellen noch erkennbar ist, und das vor der Versteinerung wurmstichig war, ist von einer Conifere, deren Holzzellen durch das Mikroskop noch deutlich zu sehen sind. Gegen eine Fälschung, an die man zunächst denkt, spricht das ganze Aussehen des Holzbildes sowie der Umstand, dass dasselbe von einem Grundarbeiter in der Nähe von Nymwegen in einer Tiefe von 6—7' gefunden und für 5 Cents = 10 Pf. verkauft worden sein soll. Auch lässt sich nicht annehmen, dass in alter Zeit an dem schon versteinerten Holze die Züge eines menschlichen Gesichtes angebracht worden sind. Eine ausführliche Mittheilung über diesen merkwürdigen Fund behalte ich mir vor.

Schaaffhausen.

4. Die Trinkschale von München-Gladbach. Die aus einem Menschenschädel gefertigte Trinkschale wurde mir im April 1875 von Hrn. C. Koenen in Neuss zur wissenschaftlichen Untersuchung übergeben. Ich zeigte sie und sprach darüber in der Sitzung der Niederrhein. Gesellschaft vom 3. Mai und stellte die mir bekannten Nachrichten über den alten Gebrauch, aus Menschenschädeln zu trinken, zusammen. Später machte mich Prof. Bergk auf eine

1) Wir werden demnächst auf diesen Fund zurückkommen. D. R.

Stelle bei Livius, XXIII c. 24, aufmerksam, die ein geschichtliches Zeugniß für diesen Gebrauch enthält. Die Bojer, eine gallische Völkerschaft in Oberitalien, vernichteten 216 vor Chr. ein römisches Heer. Der Consul Postumius fiel, sein Kopf wurde abgeschlagen, die Hirnschale in Gold gefasst »wie es bei ihnen Sitte ist« und dies heilige Gefäß in den Tempel gebracht zum Gebrauche der Priester und Vorsteher desselben. Prof. Sepp hat, durch diesen und einen ähnlichen Fund im Bieler See dazu angeregt, in einem in der Münchener anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage über den Schädelkult (vgl. Correspondenzbl. der deutschen anthropol. Gesellsch., Juni 1875) zahlreiche Zeugnisse dafür beigebracht, wie man im christlichen Mittelalter, der alten rohen Sitte gleichsam eine fromme Weihe gebend, Pilgern und Kranken aus den Schädeln der Heiligen Wein zu trinken gab. Ich berichtete dann noch einmal über diesen Fund bei der Anthropologen-Versammlung in München am 11. August und bei der Winkelmannsfeier am 10. Dez. 1875 in Bonn. Ich füge dem darüber bereits Mitgetheilten noch Folgendes hinzu. Wie Herr Bildhauer C. Koenen berichtet, der die Schale von seinem Bruder erhielt, ist dieselbe in einer Tiefe von etwa 4' beim Fundamentbau eines Hauses an einer Stelle gefunden, wo schon mehrfach germanische Graburnen ausgegraben worden sind. Finder der Schale ist der Grundarbeiter Deussen. Herr Oberpfarrer Ellotte in München-Gladbach hatte die Gefälligkeit, den Finder über die Umstände der Ausgrabung noch einmal auszufragen. Derselbe giebt an, dass die Schale aufrecht in der Erde gestanden hat und mit Erde gefüllt war. Er stach mit seinem Spaten in den Rand derselben, so dass sie an demselben hängen blieb. Man sieht in der That diese Verletzung am Rande, die wie ein scharfer Schnitt in den erweichten Knochen aussieht. An der Fundstelle fanden sich noch 4 Knochen von ungefähr 18" Länge und mehrere von 1—3" Länge, wahrscheinlich menschliche Skeletreste. Auch lag dabei ein rundliches Gefäß aus Metall, welches die Form einer runden Schachtel hatte, ungefähr 3" im Durchmesser gross und 1" hoch; es schien unten und oben zugelöthet und Deussen versuchte vergeblich, es zu öffnen; er legte es bei Seite, es ging aber durch Ueberschütten mit Grund verloren. Auf meine Frage, ob sich hier vielleicht ein altes Todtenfeld finde, die oft an Hügeln oder alten Ufern liegen, antwortet Herr Ellotte, dass ihm von weiteren Funden an dieser Stelle nichts bekannt geworden sei. Die Fundstelle befinde sich allerdings am tieferen Abhang eines Höhenstrichs, der sich an der einen Seite eines Thales hinziehe, durch dessen Sohle als schmale Rinne die schwachen Anfänge des Gladbaches fließen, dessen Hauptquellen indess tiefer gelegen sind und den ältesten Theil der Stadt M.-Gladbach unmittelbar berühren. Ob man dem Höhenstrich den Namen eines Ufers beilegen dürfe, will er nicht entscheiden, es sei denn, dass man auf eine Zeit zurückgehe, wo nach starken Ueberschwemmungen grosse Wassermassen von den Höhen durch das Thal hinabflossen. Betrachten wir die Trinkschale genauer, so zeigt sich, dass der Schädelabschnitt eine mehr rundliche als lange Form hat. Der Schnitt ist durch die Mitte des Stirnbeins und der Hinterhauptschuppe geführt, aber in schiefer Richtung, denn das linke Scheitelbein ist um 1" tiefer abgesägt als

das rechte. Die Schädelknochen sind dünn. Nur das Stirnbein und der vordere Theil des Scheitelbeins zeigen eine schwachentwickelte Diploe, die übrigen Stellen des Durchschnittes zeigen nur dichtes Knochengewebe. Die abgerundeten Scheitelhöcker stehen ziemlich hoch; die Schläfenlinien laufen 20 Cm. über denselben. Die Gegend der *S. coronalis* ist leicht vorspringend. Die *S. sagittalis* ist 124 Mm. lang. Die Nähte sind innen alle geschlossen, die *S. sagittalis* auch aussen; ihr vorderer Theil ist leicht erhoben, der hintere vertieft; die *S. lambdoidea* ist bis auf einige Zacken an ihrer Spitze ganz verschmolzen, ebenso die *S. coronalis* bis auf einen Rest an der linken Seite. Aussen ist der Schädel gelb mit schwarzen wie es scheint von Rauch hervorgebrachten Flecken. Im Innern haftet eine weissliche Substanz daran, die im Innern röthlich gefärbt ist. Es sind nicht etwa Kalkreste, wie es den Anschein hat, sondern die weisse Substanz ist ein adipocirähnlicher Stoff, der mit lichter Flamme verbrennt und in den röthlichen Streifen derselben lassen sich unter dem Mikroskope Blutscheibchen erkennen. In der Schale waren also Fleischtheile oder Blut, welche diese Umwandlung erlitten haben, beigesetzt. Die Hirnschale zeigt hinten links eine Abschleifung des scharfkantigen Randes und rechts einen 18 Cm. tiefen dreieckigen Einschnitt. Das linke Scheitelbein hat aussen eine eingeschnittene Rinne, die weder mit einer Feile noch mit einer Säge hervorgebracht scheint, vielleicht mit einer Messerklinge, die sägend gewirkt hat, oder mit einem Steinmesser. Die Einschnitte auf Rennthierhorn mit dem Feuersteinmesser sehen gerade so aus. Doch ist nicht wohl denkbar, dass der dreieckige Einschnitt am hintern Rande der Schale anders gemacht sein kann als mit einer Säge; man sieht daran wie am vorderen Rand der Schale Spuren des wiederholten Ansatzes des schneidenden oder sägenden Werkzeuges. An einer Stelle des Randes klebt eine harzige Substanz, die, zwischen den Fingern gerieben, Wohlgeruch entwickelt. Auf der äussern Fläche blättert sich der Knochen ab, an unversehrten Stellen ist er mit feinen Strichen geritzt, als sei die Schale mit Sand gescheuert worden. Diese Striche sind alt. Die Länge der Schale ist 180, die grösste Breite 149, die Tiefe 68 Mm. Als der Gladbacher Fund durch die Zeitungen bekannt geworden, ereignete es sich, dass man in Hamm 4' tief, 200 Schritte westlich vom grossen Exercierplatz 7 abgesägte menschliche Hirnschalen fand, dabei ein Glas von ungewöhnlicher Form. Herr Hofrath Essellen erkannte sofort den modernen Ursprung dieser Pseudotrinkschalen. Sie müssen aus dem Besitze eines Arztes oder von einer anatomischen Anstalt herrühren. Die eine hat ein Trepanationsloch, das zur Uebung gemacht scheint. Die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehobene Hammer Universität, aus der das jetzige Gymnasium entstand, hatte zwar nur 3 Fakultäten für Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, es mag sich aber doch einer der Professoren auch mit Anatomie beschäftigt haben. Ein Trepanloch würde allein nicht gegen das Alter eines Schädels sprechen. Hippokrates kennt diese Operation, ich selbst besitze den Schädel eines Mädchens aus einem römischen Grabe in Trier, welcher längere Zeit vor dem Tode trepanirt ist, und kürzlich hat Robert an einem Celtenschädel ein Trepanloch gefunden. (Compt. rend. 1874, 21. Dec.)

Schaaffhausen.

5. Bleierne Hämmer. Im Juni des Jahres 1874 wurde beim Lehmstechen zu einer Ziegelei, südlich von Neuss, auf der Wiese vor dem Oberthore, gegenüber der Stelle des ehemaligen Oberklosters, ein bleierner Hammer gefunden, und zwar in einer Tiefe von 2,15 Meter und umgeben von Brandspuren. Er hat eine Grösse von 0,125 Meter, und wiegt nahezu 1,5 Kilo; die Gestalt desselben gleicht einem Cylinder, der nach unten etwas breiter wie nach oben ist, wo er in zwei Schlagarme ausläuft, die, vom Cylinder vierkantig ausgehend, sich nach aussen etwas erweitern. Auf beiden Seiten des Cylinders sieht man zwischen den beiden Schlagarmen ein erhaben gegossenes Emblem: das eine einer Brille, das andere einem Andreaskreuz ähnlich. Den unteren Theil desselben umgibt ein wulstiges Band, und im Innern, wo er hohl ist, zeigt er uns drei aus Blei bestehende Zapfen, welche darauf hindeuten, dass der Hammer ehemals auf einem Stiele befestigt, und so durch die bleiernen Zapfen gehalten wurde.

Die Frage, welcher Zeit der Fund angehört, liess sich nicht durch die Gestalt, nicht durch das Metall, sondern nur durch eine genaue Untersuchung der Fundstelle und die spätere Auffindung dreier weiterer Hämmer beantworten. Die Erde nämlich, in der der Fund gemacht wurde, ist, worauf noch Urkunden deuten, unzweifelhaft das nach dem 13. Jahrhundert entstandenen Produkt der Schlammabsätze des sich verändernden Rheinlaufs. Ebenso können die erwähnten Brandspuren nach meinen Untersuchungen, die ich seit einigen Jahren in der nächsten Umgebung der Stadt bei Gelegenheit der Grundarbeiten vorgenommen habe, nur Reste von Lagerfeuern der Burgunder sein, die bei der Belagerung von Neuss im Jahre 1474 in Laufgräben sich gegen die feindlichen Geschosse sicherten. Die Fundstätte deutet somit auf das Ende des Mittelalters und die burgundische Belagerung von Neuss, als Zeit und Ort des Gebrauches; hingegen scheint der schmuck- und werthlose bleierne Hammer als Waffenstück, und die Gestalt des Hammers überhaupt auf eine ältere Zeit hinzudeuten. Die beiden Embleme des Cylinders sind burgundisch, das eine ist das burgundische Andreaskreuz, das andere der Fusil Philipps von Burgund. Der franz. Consul in Düsseldorf, Herr Vicomte de Fontenay, ein Kenner von Waffenzeichen, bezeichnet das letztere in einem Briefe an mich als: »le fusil frappant la pierre à fusil du bon Duc Philippe de Bourgogne.«

Nach der nordischen Sage führt Thor einen Hammer mit kurzem Stiele, Miölner genannt, als Waffe. Wegen der Gestalt des Hammers, wie auch noch aus anderen Gründen, die sich mir aus meinen Untersuchungen über den Gebrauch der Hämmer überhaupt ergeben haben, fühle ich mich veranlasst, den bleiernen Hammer als „Thorhammer“ anzunehmen. Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, dem Zeichen der höchsten Gottheit eine höhere Kraft zuzuschreiben. Sehr bald wird die Waffe, die, vom zürnenden Thor geschleudert, den Blitz und Donner erzeugte, zuerst zu religiösem, dann zu profanem Gebrauche eingeführt worden zu sein. Es ist bekannt, dass vielen Objecten, welche eine symbolische Bedeutung hatten, eine ihnen eigenthümliche Form gegeben wurde, und dass sich solche erhalten hat bis in die späteste Zeit. So ist auch unserem Ham-

mer jene alte Form eigen, die uns an einer Waffe vom Ende des Mittelalters in Staunen versetzt. Auffallend ist das zu dieser Waffe angewendete Metall. Vielleicht hat man erst gegen Ende des Mittelalters Blei deswegen zur Herstellung verwendet, um den Rüstungen jener Zeit eine wuchtige Waffe entgegen zu setzen, wozu es besser sich eignete, wie jedes andere Metall.

Ich habe den Hammer bald nach seiner Auffindung dem Hrn. Geheimrath Prof. Schaaffhausen in Bonn übergeben; er hat denselben dem internationalen Congressse für vorhistorische Archäologie in Stockholm vorgelegt. Prof. Schaaffhausen stimmt mit mir darin überein, „dass dieser Bleihammer sowie die anderen, die ich gleich erwähnen werde, burgundische Waffen sind, und von der Belagerung der Stadt Neuss durch Carl den Kühnen herkommen, dass aber ihre Form eine alte ist, und als Thorhammer gedeutet werden darf.“ Er hat dieselben zum Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung gemacht und wird darüber eine Arbeit veröffentlichen.

Einige Zeit nach der Auffindung des ersten Hammers machte ich noch zwei weitere Hämmer ausfindig, die durch charakteristische Merkmale das oben ausgeführte hinsichtlich der Fundstelle und der beiden Embleme bestätigen. Auch diese Waffen wurden in der nächsten Umgebung der Stadtmauern gefunden. Einer wurde mir von Kaufmann Wolter aus Neuss geschenkt, der ihn vor mehreren Jahren von einem Arbeiter gekauft hatte. Der Hammer hat dieselbe Grösse und Schwere wie der erste, die Form ist jedoch ausgebildeter, und zwar dadurch, dass der Cylinder nach der äusseren Seite sechs Ebenen zeigt, welche in der Mitte und nach unten von einem wulstigen Stäbchen umgeben sind. Auch zeigt er Spuren der Embleme und im Innern die bleiernen Zapfen, sogar noch Holzreste vom Stiele. Als ich die Fundstelle dieses Hammers besichtigen wollte, fand ich auf der Oberfläche eines Ziegelfeldes einen dritten bleiernen Hammer. Er war am vorhergehenden Tage bei dem Lehmstechen gefunden, und von dem Arbeiter als werthlos weggeworfen worden. Auch er hat die Form des ersten Hammers, jedoch fehlen im Innern des Cylinders die bleiernen Zapfen, wohingegen auf der Aussenseite desselben in das zum Schneiden einladende Blei eingeritzt, eine Inschrift in gothischen Lettern, dem Ende des 15. Jahrhunderts angehörig, sich befindet. — Den vierten Hammer fand ich im Besitze des Herrn Dr. Sels, der ihn auch vor mehreren Jahren von einem Arbeiter gekauft hatte. Die Form gleicht wiederum dem ersten Hammer, auch die Zapfen und Embleme sind vorhanden, jedoch ist zwischen den beiden Schlagarmen in dem Auslaufe des Cylinders eine eiserne Lanzenspitze eingelassen, die den Charakter der Waffen des 15. Jahrhunderts zeigt.

Neuss.

Koenen.

6. Erhaltung von Menschenhaar in alten Gräbern. In der Sitzung der Niederrh. Gesellschaft vom 5. Juli 1875 legte ich Schädel- und Knochenreste eines Erwachsenen und eines Kindes und einen Haufen wohl erhaltener, röthlich gefärbter Menschenhaare aus dem bei Rondorf unfern

Brühl aufgedeckten aus Steinplatten hergerichteten Grabe vor. Die dabei gefundenen Glas- und Thonperlen, wie ein gläsernes Trinkgefäße von ganz gleicher Form wie die bei Selzen gefundenen (s. Lindenschmit, das germanische Todtenlager bei Selzen) lassen dasselbe als ein fränkisches aus dem 6. bis 8. Jahrh. erkennen. Die Schädelstücke sind dick in Folge einer starken Entwicklung der Diploe. Die Beobachtung, dass ausser den Knochen auch die Haare Jahrhunderte lang in der Erde sich erhalten, während die übrigen Weichtheile verschwunden sind, liegt nun schon in vielen Fällen vor. Die Erhaltung des Hornstoffs, aus dem sie bestehen, zeigt sich auch an den so zahlreich gefundenen geschnitzten Werkzeugen der Vorzeit aus Rennthierhorn, nur ist diese Erscheinung an den Haaren wegen ihrer Feinheit auffallender. Schon Diodor findet es bei seiner Beschreibung der ägyptischen Mumienbereitung merkwürdig, dass sogar die Haare an den Augenliedern und an den Augenbrauen unversehrt sich erhalten. In einem gallorömischen Grabe bei Mettlach, dessen Inhalt dem Vereins-Museum angehört, waren selbst die Knochen verschwunden, aber die Haare und die Stücke eines wollenen Gewebes erhalten, jene waren röthlich. Diese Farbenänderung, die sich auch in mehreren bei der Neuplattung der Minoritenkirche in Bonn eröffneten Gräbern zeigte, ist eine Folge chemischer Veränderung, die auch an alten Perrücken, welche fuchsig werden, bekannt ist. Man hat, ohne sie zu kennen, aus alten Grabfunden schon falsche Schlüsse gezogen und hat, wo dunkles Haar röthlich geworden war, eine blonde Rasse erkennen wollen. Dr. Harting, der das Bild des Mammuth nach den vorhandenen Ueberresten ergänzt hat, gab ihm wohl mit Unrecht eine röthliche Mähne, weil die von ihm in den Museen erhaltenen Haare, die von den eingefrorenen sibirischen Leichen des Thieres herrühren, meist röthlich, doch zuweilen auch noch schwarz sind. Ein im Kopenhagener Museum bewahrter weiblicher Körper aus der ältesten Bronzezeit, 3000 Jahre alt geschätzt und in dem ausgehöhlten Stamme einer Eiche bestattet, zeigt ausser den Knochen alle wollenen Kleidungsstücke erhalten, auch das Kopfhaar, dies ist indessen schwarz, wie auch die Knochen bei allen in Eichensärgen Bestatteten dunkel gefärbt sind in Folge der Einwirkung des Gerbstoffes, der jedenfalls auch zur Erhaltung der organischen Substanzen beiträgt. Eschricht, der die kleinen rundlichen Schädel der alten Steingräber Schwedens beschreibt, giebt sogar an, dass er auf einem derselben noch dunkelbraune Haare gefunden habe. Als am 24. Februar 1875 in Florenz das Grab der Mediceer in der Kirche S. Lorenzo geöffnet ward, um festzustellen, ob die beiden Herzoge Lorenzo von Urbino und Alessandro von Toscana darin bestattet seien, oder nur einer von beiden, was geschichtlich nicht feststand, fand man von Lorenzo's Skelet, der 1519, 28 Jahre alt, starb, nur wenig mehr übrig, dagegen war das des Alexander, der etwas jünger 1537 starb, wohl erhalten, es war sogar noch das krause Haar auf dem Schädel vorhanden. Die ungleiche Erhaltung der in so kurzer Frist nach einander bestatteten Körper erklärt sich aus dem Umstande, dass Lorenzo von zarter Constitution und durch Krankheiten geschwächt, Alessandro aber ein räftiger Mulatte, der Sohn einer Mohrin war, die als Magd im Hause gedient

hatte. Er hatte sich tapfer gegen seine Mörder gewehrt. Auch in den 800 Jahre alten Gräbern der Meria's an der Wolga fanden sich nach Ouvaroff nicht selten noch Reste des Kopffaars. In den von Frl. J. Mestorf zusammengestellten 12 Moorleichenfunden wird das meist erwähnte Kopfhaar zweimal als röthlich bezeichnet.

Noch einmal konnte ich bei der Winkelmannsfeier am 10. Dez. vor. Jahres über einen solchen Fall berichten. In dem nicht lange vorher in der Johannisstrasse in Köln am Allerheiligen-Convent ausgegrabenen Steinsarge, der jetzt im Wallraf'schen Museum sich befindet und laut seiner Inschrift die Gebeine eines römischen Hauptmanns der Kaiserlichen Leibgarde enthielt und etwa in das dritte Jahrh. n. Chr. gesetzt werden darf, fanden sich neben den sehr stark verwitterten Knochen ansehnliche Reste des Kopf- und Barthaars. Sie waren röthlich, das feinere und hellere Kopfhaar hatte nur $\frac{2}{3}$ der Dicke des Barthaars, welches noch in der Gegend des Backenknochens lag und $1\frac{1}{2}$ Zoll = 40 Cm. lang war. Bei der mikroskopischen Untersuchung zeigte sich der ganze Haarschaft gelbröthlich, die Epidermisschüppchen waren nicht mehr erkennbar, auch die Zellen des Markcylinders waren in eine krümeliche Masse verwandelt, die sich aus dem Haarkanal herausdrücken liess, aber noch deutliche Kerne enthielt. Der Markkanal war vielfach wie im Leben mit Luft erfüllt. Durch Salpetersäure zerfiel der Schaft sehr bald in seine Zellen. Sowohl die helle Farbe des Kopffaars als die ungewöhnlich starken Knochen sprechen dafür, dass der Bestattete ein Germane war, aus denen man gern die kaiserliche Leibwache wählte. Vom Schädel war ausser Bruchstücken nur der Unterkiefer erhalten, er hat ein vorspringendes Kinn und die Zähne deuten auf mittleres Alter. Das erhaltene Ellenbogenbein war 27,2 Cm., das Oberarmbein 33,8 Cm. lang. Aus diesem Maass lässt sich nach den Angaben von Carus, wonach der Oberarm $1\frac{4}{6}$ und der ganze Körper $9\frac{1}{2}$ Modul misst, ein Verhältniss wie 10 : 57, die Grösse des Mannes zu 193,8 Cm. oder 6' 2" Rh. berechnen. Legt man die am Skelet genommenen Zahlen von Langer zu Grunde, wonach das Maass des Oberarmbeins $\frac{168}{1000}$ ist, so erhält man für die Körpergrösse dieses Germanen 196 Cm. = 6' 2" 10''' Rh. Die mittlere Grösse des Menschen in Belgien ist nach Quetelet 168 Cm. Herr Oberbürgermeister Dr. Becker, der bei der Eröffnung des Sarges zugegen war, theilt mir noch mit, dass derselbe nicht mit Erde gefüllt war und ausser der Leiche und einem Glase nur etwas Kalk zu enthalten schien. Ueber dem lose daraufliegenden Deckel lag die Erde noch $1\frac{3}{4}$ M. hoch. Der Sarg stand zwischen Ost und West, das Gesicht des Todten war nach Osten gerichtet. Hinter demselben an der Westseite fanden sich die Scherben einer grossen irdenen Henkelurne. Schaaffhausen.

7. Römische Würfel und würfelähnliche Spiele. Unser Verein erwarb gleichzeitig ein Trinkgefäss mit Aufschrift (s. die Misc. 19) und einen kleinen Gegenstand aus grünem Stein, welcher mich veranlasste, den

Würfeln und würfelähnlichen Spielen unserer Sammlung meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und gebe ich im Folgenden eine kurze Beschreibung derselben.

Zuerst besitzen wir 3 Würfel, 2 aus Knochen oder Elfenbein und einen aus grünem Stein, welche sich hinsichtlich der Anordnung und Bezeichnung der Zahlen von den jetzt gebrauchten nicht unterscheiden ¹⁾, nur sind die einzelnen Punkte einer Zahl durch überaus zierlich hergestellte Doppelkreise gebildet. Wir haben dann einen grösseren von schwarzem Stein, bei welchem die 6 Hauptflächen nicht durch die Zahlen von 1 bis 6 ausgefüllt werden, sondern durch je zwei Buchstaben, und zwar TA, LS, SZ, NG, ND, NH. Ausserdem sind an diesem Würfel durch Abschrägung aller Kanten 12 neue Felder gewonnen, in welchen die Zahlen 1–12, durch Punkte angedeutet, stehen. Es konnten also in Folge des Wurfes entweder eine der obigen Buchstaben-Zusammenstellungen oder eine Zahl nach oben zu liegen kommen, und bot somit der Würfel 18 verschiedenen Chancen.

In der Anordnung der einzelnen Zahlen konnte ich eine bestimmte Reihenfolge oder ein System, wonach dieselben geordnet, nicht ausfindig machen, und gebe ich im Folgenden die Art, wie sie zu den einzelnen Buchstaben stehen:

	Oben	Unten	zur Rechten	zur Linken
TA	5	2	9	3
LS	6	5	10	4
SZ	12	6	8	7
NG	2	12	1	11
ND	3	7	11	4
NH	9	8	10	1

die Fläche natürlich immer nur schräg anstossend.

Herr Garthe in Köln besitzt einen ähnlichen Würfel. Die Buchstaben sind dieselben, nur ist die Stellung der einzelnen Zahlen eine andere. Sie gruppieren sich, wie folgt:

TA	11	10	5	6
LS	1	2	6	7
SZ	12	9	7	8
NG	2	3	10	9
ND	3	4	5	8
NH	1	4	12	11

Hier ist schon eher ein Plan in der Zusammenstellung zu erkennen, indem in den meisten Fällen oben und unten und rechts und links 2 aufeinander folgende Zahlen sind.

Nun komme ich zu dem vor dem Kölnthor gefundenen Gegenstande, der das Bruchstück eines Kreisels zum Hazardspiel zu sein scheint. Es ist ein 1,4 Cm. hohes, sechsseitiges Säulchen (Durchm. 2,5 Cm.). Die obere wie die untere Seite in's rundliche übergehend und conisch zulaufend zeigen beide in der Mitte einen runden

1) Auch Hr. Garthe besitzt dergl. Würfel, darunter einen von Amethyst, einen anderen von Glas.

Bruch von etwa 0,6 Cm. Durchm. Ich denke, dass der Bruch oben durch das Abbrechen eines Stieles als Handhabe zum Drehen entstanden ist, während bei dem unteren eine Spitze abbrach, worauf sich der Kreisel drehte, bis beim Auslaufen eine der 6 Seiten nach oben zu liegen kam. Diese zeigen dieselben Buchstaben wie die oben beschriebenen Würfel, nur mit dem Unterschiede, dass hier ND und NH keine Ligatur haben. Kreisel ähnlicher Art (auch mit Buchstaben) sind bei uns als Kinderspiel noch im Gebrauch. Ueber die Bedeutung der einzelnen Buchstaben-Zusammenstellungen habe ich nichts Bestimmtes ermitteln können; NH könnte z. B. nihil bedeuten.

In unserer Sammlung findet sich endlich noch ein würfelförmliches Spielzeug: es ist aus Erz und zeigt 12 aus gleichseitigen Fünfecken construirte Flächen (Pentagone, Dodekaeder), welche mit Zahlen von verschiedenem Werthe bezeichnet sind. Die Verwitterung ist leider ziemlich stark, und kann ich nicht genau die vorkommenden Zahlen angeben. Die höchste nachweisbare Zahl ist die 6, da ich diese aber 3 mal zu erkennen glaube, so bin ich zweifelhaft, ob der Würfel überhaupt zum Spiele benutzt wurde, bei regelmässiger Vertheilung dürfte bei 12 Flächen die 6 nur 2 mal vorkommen. War es vielleicht ein falscher Würfel? ¹⁾ van Vleuten.

8. Ausgussröhren römischer Weinschläuche. In der Nähe der von den Römern benutzten alten Strasse, die von Köln über Neuss und Vetera nach dem Lande der Bataver führte, diesseits Grimlinghausen, fand man vor einiger Zeit mehrere thönerne Röhren. Sie sind unter sich der Gestalt nach gleich, gegen 7 Cm. lang, 3 Cm. 7 Mm. breit, und nach der oberen Oeffnung zu, die bei einigen mit einem, der römischen Ziegelerde gleichenden Kalke vermachet ist, geziert durch einen überragenden Rand. In Bonn am Vierecksplatz fanden sich innerhalb einer römischen Hausanlage eine grosse Zahl ähnlicher, aber grösserer thönerner Röhren, von denen jedoch keine zugespündet ist; s. Jahrb. LV, VI, 240. Als wasserausspritzende Röhrchen, zum immerwährenden Feuchthalten der Schnecken, können die bei Neuss gefundenen des festen Verschlusses wegen nicht betrachtet werden; vielmehr ist dieser und die Construction der Objecte der amphorae gleich, so dass sie wahrscheinlich an kleineren Schläuchen (utriculi) befestigt, und gleich den Hälsen der ampho-

1) Es wäre wünschenswerth, wenn auch andere Sammlungen ihre in dies Gebiet fallenden Gegenstände veröffentlichten. Erst wenn man ein reicheres Material überschaut, wird es vielleicht gelingen, das Princip und die Methode der complicirten Glücksspiele aufzufinden. Im Museum zu Wiesbaden findet sich ein Würfel, der hinsichtlich der Buchstaben TA u. s. w. sowie der Zahlen den oben beschriebenen gleicht (s. Brambach CIR. 2006); im Museum zu Mainz kommen runde Spielsteine von Bein vor, theils mit römischen Ziffern, theils mit Buchstaben bezeichnet, welche an diese Würfelaufschriften erinnern; auf einem steht TA, auf einem anderen N, ein dritter hat S, ein vierter RM (hier ist jeder Buchstabe von einem Kreise umgeben). Vergl. J. Becker, Inschr. des M. Mus. S. 116.

rae zum bequemen Ein- und Ausgiessen und zum Verstopfen der Flüssigkeit beim Transportiren dienten.

Der Schlauch ist wohl einer der ältesten Gegenstände zum Aufbewahren und Transportiren von Flüssigkeiten. Völker auf niederen Culturstufen, denen die Töpferei noch unbekannt, bedienen sich der Thierblasen und Häute zum Holen und Aufbewahren des Wassers; wie z. B. die Australier, die Patagonier u. s. w. Der Schlauch erwies sich so dienlich, dass man ihn neben den Thongefässen verwendete und wie diese mehr und mehr ausbildete. Noch heute benutzt man ihn in Italien, Spanien und anderen Gegenden. In der h. Schrift finden wir ihn mehrfach erwähnt. Der Prunksucht der Römer ward auch der Schlauch zum Gegenstande des Luxus. Mehrere, bei den Ausgrabungen in Pompeii und Herculanium gefundene, bildliche Darstellungen zeigen den Schlauch in der Gestalt kleinerer Thiere, die im geöffneten Rachen ein Röhrrchen zeigen, das zum Ausgiessen der Flüssigkeit diente. Kleinere Schläuche, die im Innern wohl verpicht waren, sind für militairische Transporte geeigneter wie Amphoren. Wenn nun auch Oel und Wein aus Italien in die Provinzen vorzugsweise in Amphoren versendet wurde (daher stammen die zahlreichen Henkel, welche sich überall finden), so mochte man doch für das Militair den Wein u. s. w. in kleinere Schläuche füllen, die sich bequemer und sicherer transportiren liessen; man vergl. Plinius Hist. Nat. VII, 19. Denn an Schläuche, welche die Soldaten auf dem Marsche bei sich führen konnten, ist wegen des festen Verschlusses nicht zu denken.

Neuss.

Koenen.

9. Rheinische Alterthümer beschrieben von Gisb. Cuper. Der freundlichen Mittheilung des Hrn. Schürmans in Lüttich verdanken wir nachfolgende Notiz aus dem handschriftlichen Nachlasse Cupers. Hr. Sch. schreibt:

„Je pense à un objet arriéré entre nous, en copiant pour vous le passage que voici, extrait d'un manuscrit de Gisbert Cuper, récemment donné à la Bibliothèque de La Haye. Cuper rend compte d'un manuscrit de tournaisier Villerius, Ms qu'il a vu à Bruxelles chez un M. de Cocq; il en extrait l'observation suivante: »Il y avoit outre cela dans le livre de M. Cocq les dessins d'une lucerna, d'un annulus cui insculpta Venus equo insidens, signa et Hermae eruta in agro Sanctorum et in confiniis veteris Ascoburgi, collecta asservataque quondam a comite Nuenario Meurs . . . domino, ubi situs pagus Asburg, et quidem Rhenus barba valde longa, incumbens sinistro brachio vasis, ex quo aqua fluit; additur cornucopia et inscriptio *deus rheni.*«

Diese aus Xanten und Asberg stammenden Alterthümer befanden sich also ehemals im Besitz des bekannten Hermann von Neuenaar. Die Inschrift an der Figur des Rheines war auch nicht unbekannt, sie findet sich bei Broelmann, s. J. de Wal Mythol. Septentrion. monum. epigr. S. 169 n. 234. Die Figur des Flussgottes, deren spätere Schicksale unbekannt sind, mag alte rö-

mische Arbeit gewesen sein, die Aufschrift ist unzweifelhaft eine moderne Zuthat, und man darf den deus Rheni nicht mit J. Becker (Jahrb. XLII, S. 111) in einen DEVS RHENVIS verwandeln.

10. Ein neuer Altar der Göttin Nehalennia. Im Spätherbst des Jahres 1870 legte der Wellenschlag der Nordsee in Folge einer ungewöhnlich stark eingetretenen Sturmfluth, welche die Küste Hollands sehr in Mitleidenschaft zog, auf dem Theile der Düne, welcher das sogenannte Plateau heisst, unterhalb des Städtchens Domburg auf der Insel Walcheren, Provinz Seeland, mitten im Flugsand des Strandes einen römischen Altar bloss. Nachdem die erste Kunde von diesem interessanten Funde durch eine Notiz des Haarlemmer Courant vom 4. Februar 1871 in's Publikum gedrungen war, haben sowohl de Man, ein Mitglied der Zeelandsch. Genootschap zu Middelborg, welcher dieser Gesellschaft in einer ihrer Sitzungen darüber berichtete, als auch E. J. Kiehl im Nederlandsche Spectator No. 7 vom 18. Febr. 1871 sich eifrig mit der Erklärung der auf dem Altar befindlichen Inschrift beschäftigt, ohne dass ihnen dieselbe in allen ihren Einzelheiten zur vollen Befriedigung gelungen wäre. Dies zu heben ist das Verdienst von Leemanns, des kundigen Direktors des niederländischen Reichsmuseums der Alterthümer, welcher den Altar besprochen hat in Verslagen en Mededeelingen der kon. Akademie van wetenschappen. Afd. Letterkunde. 2. Série t. II (Amsterdam 1872) p. 74 ff. Nach ihm hat ihn noch A. Réville behandelt in der Revue celtique vol. II (Paris 1873) p. 18 ff.

Der Stein, welcher 30 Centim. hoch und 15 Centim. breit ist, hat eine achteckige Form mit einer einfachen Randleiste unter der oberen Oberfläche, auf welcher Früchte eingemeisselt zu sein scheinen, und als Basis einen ziemlich stark hervortretenden Sockel. Auf den beiden Seitenflächen des Altars ist ein Lorbeerbaum abgebildet, wie er wahrscheinlich auch auf einem anderen zu Domburg gefundenen Altar derselben Göttin sich fand. Vgl. Janssen, de Romeinsche beelden en gedenksteen van Zeeland. Middelborg 1845 pl. XVII, 30 fig. b. c. Auf der vorderen Seite des Altars ist folgende Inschrift von acht Zeilen eingegraben, deren letzte Zeile wegen Mangel an Raum auf dem Sockel ihren Platz gefunden hat.

NEHALENN
Æ · INGENV
INIVS · IANV
ARIVS · EX ·
PRECEPTO
ARAM · POSVIT
PRO · SA · VTE

FILI · SVI

Nehalenniae Ingenuinius Januarius ex pr(a)cepto aram posuit pro salute fili(i) sui. Die Göttin Nehalennia, deren Namen auf den uns erhaltenen Inschriften verschieden¹⁾ geschrieben wird, scheint einen Hauptsitz ihrer Verehrung in der Nähe des holländischen Domburg gehabt zu haben, wo schon im Jahre 1647 bei einer ähnlichen Veranlassung, wie jetzt, eine Menge Statuen und Inschriftsteine durch das Meer zu Tage gefördert worden sind. Denn von den bis jetzt bekannten 27 Inschriften dieser Gottheit, wobei die unserige miteingerechnet ist, sind 25 allein in und bei Domburg gefunden und nur zwei stammen von Deutz gegenüber Köln (Corp. inscr. Rhenan. n. 441. 442). Auf einem grossen Theile der sie feiernden inschriftlichen Denkmäler ist zugleich ihr Bild dargestellt. Am häufigsten erscheint sie sitzend mit einem Körbchen Früchte auf dem linken Knie, einem Hund, welcher den Kopf zu ihr erhebt, und einem Körbchen Früchte noch zu ihren beiden Seiten. Zuweilen befinden sich auch Füllhörner zu beiden Seiten in der sich auf ihrem Rücken wölbenden Nische. Nur auf zwei Denkmälern steht sie aufrecht und stützt bald den linken, bald beide Füsse, wie die Isis auf einen Schiffskiel, während die eben erwähnten Attribute auch in dieser Darstellung nicht bei ihr fehlen. Ihre Kleidung ist die einer römischen Matrone, ein weites Unter- und Obergewand; dieselbe wird vollendet durch einen die Schultern und die Brust umhüllenden vorne durch eine Spange zusammengehaltenen ausgezäckten Kragen, wie ihn nach dem Zeugnis von Gantrelle *Revue de l'instruction publique en Belgique. Année XXIII. (Nouvelle Série tome XVIII) p. 104* die Frauen zu beiden Seiten der Scheldemündung noch heutzutage zu tragen pflegen. Ueber den Ursprung des Namens und das Wesen derselben gehen bekanntlich die Ansichten stark auseinander. J. H. Wolf (*Bonner Jahrb. XII, S. 21 ff.*) sowie zuletzt noch Kern in *Taal-en-Letterbode, Haarlem 1871, t. II, p. 89 ff.* *Revue celtique t. II (1873), p. 10 ff.* haben sie für germanisch erklärt. Letzterer leitet ihren Namen von *neihan* (Graff, *Sprachschatz II, 1005*) = *libare, immolare ab*, so dass er Mundschenkin bedeute, was sie mit der Freyja und den Walküren als himmlischen Schenk-mädchen zusammenbrächte. Französische Gelehrte wollten mit Rücksicht auf den Hund als ihr stetes Attribut sie mit der gallischen Sequana identificiren, weil derselben ebenfalls Hunde geopfert wurden. Vgl. Mignard, *Fouilles de la source de la Grave in Mémoires de la commission archéol. de la Côte-d'Or t. III, p. 145*. Mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit hat jedoch Simrock, *Handb. der deutschen Mythologie, 4. Aufl. Bonn 1874, S. 368 ff.* nach dem Vorgange Schreibers, dem auch Grimm, *deutsche Mythologie S. 390* seine Zustimmung ertheilt hat, in ihr eine keltische Gottheit erkennt. Er bringt ihren Namen in

1) So lesen wir *Nehalenniae* 12 Mal C. In. Rh. n. 27. 29. 34. 36. 37. 39—43. 48. 442. *Nehalennie* 1 Mal n. 50. *Nehalenni* 1 Mal n. 42. *Nehalenniae* 4 Mal n. 28. 35. 38. 45. *Nehaleni* 1 Mal n. 441 und *Nehalaen* 1 Mal n. 44. Vgl. über diese Differenz in der Schreibung *Utrecht Dresselhuus, De gods-dienstleer der aloude Zeelanders, Middelborg 1845, p. 77 ff.*

Verbindung mit *nehal* (= Nebel?), so dass der Name *neha* auf *l* weiter gebildet und mit der Ableitung *ennia*, wobei er an ähnliche Bildungen wie *Cebenna*, *Arduenna*, *Baduhenna* erinnert, zu dem Namen der Unterweltsgöttin verwandelt worden sei. Darauf weisen auch ihre stetigen Attribute auf den Abbildungen hin, nämlich ein Hund und das Vordertheil eines Schiffes, auf dem sie gewöhnlich sitzend dargestellt ist, sowie der Umstand, dass *Neptunus* häufig mit ihr verbunden wird. Daher wird sie von Schiffern und Kaufleuten als Glück und Segen spendende Gottheit verehrt und ihr Altäre ob *merces recte conservatas* (C. I. Rh. n. 43) und ob *meliores actus* (l. c. n. 39) gewidmet. Alle ihre Attribute sowie der auf ihren Bildnissen dargestellte Schiffskiel erinnern lebhaft an die *Isis* und ihr Schiff (*navigium Isidis*), welche auch *παραγία* bei *Pausanias* II, 4, 6 genannt wird, und mit welcher sie noch neuerdings *Gantrelle* a. a. O. S. 106 ff. zu identificiren versucht hat, sowie an die *Marienbilder* auf Schiffen, denen wir in *Belgien* begegnen.

Was den Wortlaut der Inschrift anlangt, so hat *Leemans* schon alles zur Erklärung Nöthige beigebracht. Zur Beleuchtung des etwas ungewöhnlichen Gentilnamens des Widmenden *Ingenuinius* hat *Leemans* auf drei schon allein auf *Nehallenia*altären zu *Domburg* vorkommende ähnliche Namensbildungen hingewiesen, nämlich *Secundinus* (C. I. Rh. n. 28), *Hilarinius* (n. 34), *Januarinius* (n. 36), sowie auf die *Ingenuinia Junia* zu *Köln* (n. 391) und die *Ingenuinia Aurelia* bei *Gruter* 371, 8. Ihnen hätte man *L. Ingenuinius Sabinus* aus *Odenhausen* n. 517 hinzufügen können. Das Cognomen hat sicherlich *Leemans* richtig *Januarius* gelesen, wiewohl das beigegebene Faksimile es zweifelhaft lässt, ob auf dem Steine **IANVARIVS** oder **IANVARVS** gestanden hat. Das cognomen *Januarius* ist übrigens durch zahlreiche rheinische Inschriften verbürgt, dagegen *Januarus* kommt, so viel ich das inschriftliche Material übersehe, nicht vor. — Für *ex precepto*, wie *Leemans* gibt, schlug *Boot* vor *ex prece p(a)t(er)* zu lesen, indem er glaubte, vor *p* einen Punkt zu sehen, und dass *o* hinter *t* auf dem Steine fehle. Vgl. *Verslagen* p. 54. Allein *ex precepto* ist ziemlich deutlich auf dem Faksimile sichtbar und entspricht den ähnlichen Formeln *ex imperio*, *ex iussu*, *ex monitu* u. s. w., wobei an eine Vorschrift gedacht werden kann, welche *Januarius* entweder von der Göttin selbst oder von einem ihrer Priester erhalten hat. *Ex praecepto* findet sich auch sonst, so z. B. *Muratori* 126, 1 = *Marini*, *Arvali* t. II, p. 540.

Josef Klein.

11. *Matroneninschrift* in *Spanien*. Neulich ist zu *Carmona* in *Spanien* eine *Matroneninschrift* gefunden und von *E. Huebner* in der *Ephe-meris* vol. II, p. 235 n. 307 veröffentlicht worden, deren Mittheilung in diesen *Jahrbüchern* durch das Interesse, welches sie für die *Rheinländischen Antiquare* hat, gerechtfertigt sein möchte. Sie lautet:

MATRIBVS · AV
 EANIABVS M
 IVL GRATVS

Matribus Aufaniabus M(arcus) Iul(ius) Gratus. E zu Anfang der 2. Zeile verdankt seinen Ursprung dem Irrthum des Steinmetzen. Die hier vorkommende Dativform des Namens ist die gewöhnlichere; sie kommt auch ausserdem fünf Mal auf Inschriften vor: C. I. Rh. n. 73. 295. 466. 526. 548. Daneben findet sich dreimal Aufanis: C. I. Rh. 533. 546 und zu Lyon (bei de Boissieu, *Inscriptions antiques de Lyon* p. 59 n. XLIV) sowie Aufanibus: Corp. inscr. Rhen. n. 405. Die hier genannten Matres oder Matronae Aufaniae, auch Aufaniae allein genannt, gehören zu den gewöhnlich eine Trias bildenden Muttergottheiten, deren Verehrung am Niederrhein, besonders in der Eifel und im Jülicher Land bei der Bevölkerung sehr verbreitet war. Denn es haben sich Altäre derselben zu Bonn, Commern, Rheder bei Euskirchen, Zülpich, Bürgel und Nymwegen gefunden. Von einem eigentlichen Cult dieser localen Gottheit ausserhalb der Rheinlande kennen wir bis jetzt keine Beispiele. Denn wenn zu Lyon ein Tribun der legio I. Minervia, Tib. Cl(audius) Pompeianus, den Matronae Aufaniae nebst den matres Pannoniorum et Delmatarum einen Votivstein widmete (De Boissieu, a. a. O. p. 59 n. XLIV), so folgt daraus nichts für eine Verehrung dieser Gottheiten in der Hauptstadt des südlichen Frankreichs, sondern nur die Thatsache, dass jener locale Cult des rheinischen Volkes, bei den Römern namentlich den Soldaten der in den Rheingegenden stationirten Legio I. Minervia Eingang gefunden, und dass diese, in der Ferne einer dort von ihnen verehrten Gottheiten gedenkend, ihnen Gelübde thaten. Aehnlich hat ein anderer Soldat derselben Legion, C. Jul(ius) Mansuetus ein Gelübde beim Flusse Alutus im zweiten dacischen Kriege für diese Göttinnen übernommen, vielleicht als er sich in grosser Lebensgefahr befand, und hat sich dieses Gelübdes nach seiner Rückkehr aus dem Kriege im J. 106 p. Chr. an den Rhein durch Setzung des jetzt im Museum Wallraf-Richartz in Köln (C. I. Rh. n. 405) aufbewahrten Weihesteines entledigt. Ebenso scheint auch, wie Huebner hervorgehoben hat, jener in der obigen Inschrift genannte M. Jul(ius) Gratus als ein Mann germanischer Abkunft im fernen Spanien seinen heimischen Gottheiten einen Altar gewidmet zu haben.

Josef Klein.

12. Weihgeschenk für Apollo Grannus. Hr. H. Garthe zu Köln besitzt ein kleines Bronzekästchen bei Arnheim im Rheinbette gefunden mit der Aufschrift:

APOLLINI
GRANN
CL · PATERNX
EX · IMPERIO

d. h. Claudia Paterna, denn X ist nur Versehen des Graveurs für Λ, in dieser Gestalt erscheint der Buchstabe auch in der 1. Sylbe. Die Aufschrift ist an der einen schmalen Seite angebracht, würde aber, wenn das oben offene Kästchen dazu gedient hätte, das Weihgeschenk aufzunehmen, verkehrt zu stehen kommen. Man könnte glauben, das Kästchen sei die Basis eines Weihgeschenkes gewesen, allein die Fläche ist vollkommen glatt, und nichts deutet an, dass darauf ein anderer Gegenstand befestigt war; man muss also wohl annehmen, dass das Kästchen bestimmt war über die Gabe, welche Paterna dem Apollo Grannus darbrachte, gestellt zu werden, um sie zu schützen oder auch neugierigen Blicken zu entziehen; denn sie ward nur sichtbar, wenn man das Kästchen aufhob.

13. Stempelinschriften. Die Sammlung des Vereins besitzt drei Bronzestempel, deren man sich zum Siegeln und ähnlichen Zwecken zu bedienen pflegte¹⁾; sie sind daher mit einem Ring oder Handhabe versehen, die Schrift läuft von der Rechten zur Linken, die Buchstaben sind nicht eingegraben, sondern erhaben und treten meist sehr scharf hervor.

Nr. 1

POMPON
VITALIS

Nr. 2

EVTICHE
IS ~~~~~

Nr. 3

RVFI

Dieser letzte Stempel hat die Gestalt einer menschlichen Fusssohle, die fünf Zehen sind ganz genau wiedergegeben. In der reichhaltigen Sammlung römischer Siegelstempel grossentheils unteritalischen Fundortes, welche Mommsen Inscr. R. Neap. S. 358—63 verzeichnet (zusammen 293 Nr.)²⁾ findet sich die Form der Fusssohle n. 166 (Neapel), 179 (ebend.), 193 (ebend.), 272.

1) In Pompeji hat man ein Brod mit den Namen des Bäckers gefunden, der mit Hülfe eines solchen Stempels aufgedrückt zu sein scheint; s. Mommsen Inscr. R. Neap. S. 359 n. 55.

2) Die Siegelstempel des Leidener Museums theilt Janssen Inscr. Mus. Lugd. Bat. n. 343 ff. mit.

290 (Neap.), noch öfter die Form des Fusses n. 68. 86. 167. 135. 201. 213. 226. 236. 258. 269. 275. 288. Auch das Museum zu Wiesbaden besitzt ein solches Bronzesiegel in der Gestalt der Fusssohle mit der Aufschrift **FLPAVLINI** und dem christlichen Monogramm, s. Annalen des Nass. Ver. VII, 2, S. 45 (Taf. V ab.); in dieser Form will J. Becker irriger Weise eine symbolische Beziehung auf die Nachfolge Christi finden; ebenso C. Münz in dens. Ann. VIII, 405; die Christen haben eben nur auch hier wie anderwärts die seit Alters überlieferte Form beibehalten, so auf dem Siegelstempel in Neapel (Mommsen n. 290) **SPES · IN · DEO**¹⁾.

Auch Hr. Hugo Garthe in Köln besitzt in seiner reichhaltigen Sammlung drei andere Bronzestempel.

Nr. 1

**L · HELVI
FELICIS**

Nr. 2

**C · CESENE
GAEMINI**

doch wohl nur fehlerhaft für C · Caesenni(ei) Gemini.

Nr. 3

ATVV **VAJQ**

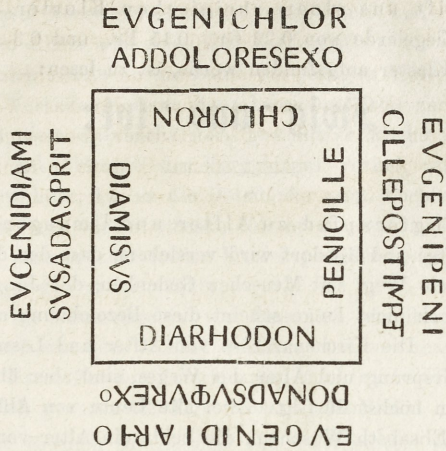
Hier sind wie es scheint zwei verschiedene Stempel vereinigt, die eine Aufschrift ist wohl rechtsläufig, die andere (CLAVdii) wie gewöhnlich linksläufig.

14. Stempel eines römischen Augenarztes. Nachdem C. L. Grotefend in seiner sorgfältigen Monographie (Hannover 1867) die damals bekannten Denkmäler dieser Kategorie zusammengestellt und eingehend erläutert hatte, haben neue Funde die Zahl erheblich vermehrt. Grotefends Verzeichniss zählte 110 (111) Nummern, die Nachträge des Dr. J. Klein in d. Jahrb. LV. LVI brachten diese Zahl auf 128. Die meisten Stempel sind in Frankreich, demnächst in England und Deutschland nebst den Niederlanden, nur wenige in Italien gefunden. Die Kenntniss eines neuen Exemplars, welches am 22. Nov. v. J. im Moselbette bei Trier zum Vorschein kam, verdanken wir Hrn. H. Garthe in Köln, der dasselbe alsbald für seine Sammlung erwarb²⁾.

1) Die Form des Fusses findet sich öfter auch bei kleinen thönernen Lampen in Gräbern, und auch hier wird der Name des Töpfers (wie VITALIS) zuweilen auf der unteren Fläche des Fusses angebracht, aber man darf deshalb den Stempel Nr. 3 nicht als Marke eines Töpfers betrachten.

2) Unser auswärtiger Secretär Hr. Dr. Bone in Trier hat gleichfalls diesen Stempel sofort nach seiner Auffindung in der Monatsschrift für rhein.-westf. Gesch. I, S. 591 veröffentlicht.

D. Red.



Der Stempel, ein quadratisches Schieferplättchen (die Länge der Seiten beträgt 4 Cm., die Dicke 0,75 Cm.), hat wie die meisten bekannten Exemplare an jeder Seitenfläche eine zweizeilige Inschrift mit dem Namen des Arztes und des Heilmittels; ausserdem aber findet sich auf der oberen quadratischen Fläche, die sonst meist glatt ist, in der Mitte ein Ornament, an den Seiten sind die Namen der Heilmittel wiederholt, aber die Buchstaben nur leicht eingeritzt, nicht eingegraben, da diese Wiederholung nur den Zweck hatte einer Verwechslung des Stempels beim Markiren der Heilmittel vorzubeugen. Auch auf anderen Exemplaren ist diese Methode angewandt, und auch noch der Name des Arztes wiederholt, s. Klein a. a. O. S. 96 ff. Der Name des Arztes Eugenius ist neu, die Bezeichnung der Medicamente, abgesehen von einer oder der andern Variation, bekannt.

*15. Grabschrift eines Priesters der Arduinna. Herr Kraus giebt Jahrb. L, S. 201 und 217 in den *horae belgicae* unter Epternaei die Grabschrift eines Priesters der Arduinna. Zur Vermeidung von Irrthümern bemerke ich, dass diese Inschrift nicht nach Epternach, sondern nach Italien gehört; sie steht bei Alex. Wilhelm im *Luc. Rom. I, 8.* Wilh. Wilhelm (*hist. Lux. Mscr. der Trierer Bibl.*) sagt darüber: »ex marmore, quod repertum via Decia-Salaria ad septem Balneas: Marcilianum inde translatum, ut habet ex P. Ligorio Julius Jacobonius.« Dies Zeugniß ist nicht gerade geeignet, uns besonderes Vertrauen hinsichtlich der Aechtheit einzuflossen; die Inschrift ist übrigens schon längst publicirt, J. de Wal *Mythol. Septentr. mon. epigr. n. 20* hat sie als »titulus incerto loco repertus« aus Gruters *Thes. 40, 4* wiederholt.

Trier.

Dr. Bone.

16. Inschrift aus einem rheinischen Kloster. Auf einer Fussbodenplatte von Ziegelerde von 0,22 Gr., 0,15 Br. und 0,3 Dicke, welche in einem ehemaligen Kloster aufgefunden wurde, ist zu lesen:

Swig · und · lot :

17. Der Jungfernpfad zu Alfter und Umgegend. Von den ältesten Leuten zu Alfter und Gilsdorf wird versichert, dass der durch diese Dörfer nach Brenig führende Weg seit Menschen Gedenken der Jungfernpfad genannt worden sei, und noch nicht lange scheint diese Bezeichnung aus dem Gebrauch gekommen zu sein. Die Kirchenarchive von Alfter und Lessenich geben keine Aufschlüsse über Ursprung und Alter des Weges, sind aber überhaupt an historischen Documenten höchst dürftig. Zwei alte Leute von Alfter und Roisdorf, Peter Krings und Elisabeth Wüschem, die beide ein Alter von 90 Jahren haben, versicherten mir im J. 1866, dass sie diese Benennung in ihrer Jugendzeit allgemein und namentlich von ihren Grosseltern gehört hätten. Die Tradition sagt in den genannten Dörfern übereinstimmend, dass der genannte Weg zu Lüftelberg beginne, dann nach Witterschlick, Oedekoven, Gilsdorf, Birrekoven, Alfter, Brenig, Hemmerich laufe und zu Weilerswist endige. Da derselbe durch die rasch fortschreitende Feld- und Waldcultur in den genannten Dörfern in jedem Jahre mehr zerstört wird, so erscheint es mir im Interesse der Alterthumskunde zweckmässig, die Richtung desselben genau zu constatiren und die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, zu verzeichnen. In Beziehung auf die Strecke von Oedekoven bis Brenig habe ich dieses im J. 1867 gethan, und theile im Nachfolgenden die Resultate mit, indem ich zugleich daran einige geschichtliche Bemerkungen anknüpfe.

Von Oedekoven bis Brenig heisst der Weg, wie bemerkt, noch jetzt Jungfernpfad oder, wie das Volk sagt, Jungfernpad. Von Oedekoven bis Gilsdorf und von hier den Berg hinunter nach Birrekoven ist derselbe in einem breiten Fahrweg noch wohl erhalten. Von Birrekoven bis Alsdorf ist er nur halb unverletzt; 50 Schritte nämlich oberhalb des Arnz'schen Häuschen, da wo er die Buschstrasse durchschneidet, wird er plötzlich ganz schmal und kaum kenntlich, läuft dann den Knochenberg hinab über's Feld zwischen Alfter und Alsdorf und erhält am Hause der Eheleute Mömerzheim seine ursprüngliche Breite wieder. Hier liegt zu Rechten des Weges ein waldiges Bruch, worin der Alfterer Bach entspringt, welches den Namen Jungfernbruch führt. Dann läuft der Weg, die ursprüngliche Breite noch immer behauptend, an der Vogelstange vorbei die Kämmergasse herauf bis zum Buschweg, der von der Alfterer Burg in den Hanbusch führt. Nachdem er diesen durchschnitten, wird er wieder schmal und läuft, den Dauwen Weyer zur Rechten lassend, den Berg hinan bis zum Buchholz. Die Strecke vom Jungfernbruch bis hierhin heisst auch, und zwar im Munde des Volkes der Heideweg. Vom Fusse des Buchholzes an ist er eine Strecke weit ganz zerstört. Er lief nämlich nicht mit dem jetzigen Wege auf die Höhe,

wo man die schönste Fernsicht einerseits nach Bonn und dem Siebengebirge, anderseits über den Rhein und seine Ufer-Landschaften bis nach Köln genießt, sondern wendet sich rechts ab am Saum des jetzigen Waldes vorbei, wo noch eine grabenartigen Vertiefung seine Spur bezeichnet, bis zur Roisdorfer Buschstrasse. Sobald er diese durchschnitten, gewinnt er wieder seine ursprüngliche Breite und läuft am Abhange des Vorgebirges vorbei, ungefähr 50 Schritte tiefer als die Plateauhöhe, bis an die Botzdorfer resp. Bornheimer Buschstrasse. Von hier ist der Weg wieder schmal, bis er auf die nach Brenig führende Chaussee kommt; dass er aber früher breiter gewesen, zeigt schon der bedeutende Name Hellweg, den er hier führt.

Es hat sich im Kirchenarchiv von Lessenich ein Rentenverzeichniss der Kapelle von Gilsdorf aus dem J. 1646 erhalten, aus welchem hervorgeht, dass der letztgenannte Name für den Jungfernpfad auch zu Gilsdorf und Birrekoven ehemals gebräuchlich gewesen ist. Dort heisst es nämlich:

»Henrich van Brynich zu Gilstorp van einer pinten wingart im Ipendall langs den Helpath vnd zur ander seiten er selvs gilt 3 q. wins.

Berndt Leffels Erben van einer hoffrechten in der Blechgassen langs den Helpath neben ihnen selvs gelden 2 q. wins.

Henrich Leffel zu Byrekhoven van einer hoffrechten uff dem Ruffacker langs den Helpath neben Herman Nuissgens Erben gilt alle Jahrs 3 heller.«

Es stellt sich also heraus, dass der so genannte Jungfernpfad von Oedekoven bis Brenig bis in die neueste Zeit Hellweg resp. Heideweg genannt worden ist, eine Bezeichnung, die auf ein hohes Alter dieses Weges hinweist, da nach den bisherigen Resultaten der historisch-topographischen Forschung gerade dieser Name den ältesten Wegen in Deutschland zukommt. (Vergl. E. Paulus, die Römerstrassen. Stuttgart 1857, S. 217.)

An die Jungfern, wornach dieser Weg benannt ist, knüpfen sich mehrere Sagen an, von denen ich folgende in Alfter und Umgegend aus dem Munde des Volkes vernommen und aufgezeichnet habe.

1. Hochgeachtet lebte in Lüftelberg die h. Lüftildis. Der Ruhm ihrer Gottseligkeit und der guten Werke, die sie dort übte und wodurch sie die Heiden zur Bekehrung veranlasste, war bis nach Rom gedrungen. Dort lebten 3 Schwestern, Fides, Spes und Charitas, deren Herz vor Sehnsucht brannte, der gottseligen Dienerin Christi nachzufolgen und zur Ehre Gottes und für das Heil der Seelen sich aufzuopfern. Lüftildis kam ihrem Wunsche entgegen, indem sie dieselben einlad nach Weilerswist zu gehen und dort um Christi willen für das Wohl der Menschen zu wirken. So kommen sie von Rom. Ihr Weg führte sie zuerst nach Lüftelberg, um die Gottesmagd zu besuchen und ihr zu danken.

2. Als die drei Schwestern von Lüftelberg Abschied genommen hatten, reisten sie über Alfter nach dem Orte ihrer Bestimmung. Da zeigte Gott, dass er mit ihnen sei; denn der Weg, den sie zu gehen hatten, ebnete sich und wurde blank vor ihren Augen, Blumen sprossen hervor, wo ihre Füße traten,

und als sie in die Nähe von Brenig kamen, begannen dort die Glocken von selbst zu läuten ¹⁾).

3. Auf dem Geschwisterberg, so heisst noch jetzt Weilerswist im Munde des Volkes, nahmen die heiligen Schwestern im Schwisterhof daselbst Wohnung und begannen sofort den Leuten viele Wohlthaten zu erweisen. Kein Stück Vieh wurde mehr krank und die Feldfrüchte gediehen nach Wunsch. Weit und breit nahmen daher die Landleute, um dem Unglück der Viehkrankheiten oder Missernten zuvorzukommen, ihre Zuflucht zu den heiligen Schwestern, die auf diese Weise in der ganzen Gegend ein übergrosses Vertrauen gewannen; ja manche Gemeinde zu Lessenich, Lengsdorf u. a. verpflichtete sich sogar durch ein Gelübde, alle Jahre zu diesem Behuf eine Wallfahrt nach dem Geschwisterberg zu halten und den Heiligen ein Opfer zu entrichten ²⁾. Einst wollte sich die Gemeinde Lengsdorf, so erzählt man weiter, über dieses Gelübde hinwegsetzen, musste aber ihre Verwegenheit schwer büssen, indem dort Viehkrankheiten überhand nahmen und Misswachs und Hagelschlag eintraten.

Nach Angabe der Richtung des Jungfernpfades und einiger Sagen, die sich daran anknüpfen, fragt es sich, welche Bewandniss hat es mit demselben?

Dass der Name von den zu Weilerswist verehrten heiligen Schwestern benannt ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, da die Richtung des Weges, die Tradition der an demselben gelegenen Dörfer und die Sagen dies bekunden. Nach unserer Ansicht ist derselbe nichts Anderes als ein seit alter Zeit von Lüftelberg nach Weilerswist führender Wallfahrtsweg. Die Wallfahrten waren nämlich im Mittelalter viel häufiger und feierlicher als heute; man wallfahrtete sogar von einem Gnadenort zum anderen und unterzog sich auf diese Weise öfters den härtesten und beschwerlichsten Bussübungen. In den Jahrbüchern des Domdechanten Oldecop von Hildesheim heisst es: »In dussem Jar was de Acksche Fart, de ummhe dat sevede Jar eynsten künpt vnd . . . vele borgere borgerschen vnd orhe Kyndere Megede vnd Knechte togen erst nha Treir, van dare nha Acken vnd to anderen hilligen steden vnd verleten huss vnd hoff wyff vnd kynth vnd bekenden syck op düssen Ertrycke also pelegrymen« u. s. w. (Floss, Aachener Heiligthümer, S. 382). Der grosse Wallfahrts-Cyclus, von dem hier die Rede ist, erstreckte sich über folgende Gnadenorte: Trier, (Schillings) Capellen, Köln, Gräfrath (bei Solingen), Düsseldorf, M.-Gladbach, Aachen. Erst im vorigen Jahrhundert ist diese Wallfahrtsübung untergegangen. So waren auch Lüftelberg und Weilerswist zwei Gnadenorte, die seit alter Zeit von den Bewohnern, namentlich den Landleuten des Bonn- und Argaus stets fleissig be-

1) Brenig war schon im Jahre 941 eine Pfarrkirche (ecclesia, vergl. Lacomblet 27. B. I, 93) und gehört zu den ältesten Kirchen des Bonngaus. An diese Kirche knüpft sich noch eine höchst interessante Sage an, die ich in einem späteren Artikel mittheilen werde.

2) Die Wallfahrten nach dem Geschwisterberg sind auch heute noch in Uebung; man unterscheidet im Volke die Gemeinden, die dazu durch ein Gelübde verpflichtet sind, und diejenigen, die dieselben freiwillig abhalten.

sucht worden sind. In Lüftelberg wird bekanntlich die h. Lüftildis, wahrscheinlich eine Heilige der karolingischen Zeit, verehrt und als Patronin gegen verschiedene körperliche Leiden angerufen. Für diese Verehrung legt schon Cäsarius von Heisterbach im Jahre 1222 Zeugniß ab (dial. miracul. dis. VIII. c. 82 und 83). Auch die Verehrung der heiligen Schwestern in Weilerswist ist uralt. Von der dortigen Kirche ist Rede in einer Urkunde vom Jahre 1342, womit Hermann und Alcidis von Saffenberg dem Markgrafen Wilhelm von Jülich ihre Gerichte, Hofeshörige, Lehleute, Patronate und Besitzungen zu Vernich und Weilerswist als Mannlehen auftragen¹⁾ (Lacomblet, U.-B. III, 378). In dieser Urkunde wird die Kirche zu Weilerswist Kirke ze Wylre, die zu Vernich Kapelle ze Veirnich genannt; erstere wird also wohl eine Pfarrkirche gewesen sein, was auch der romanische, noch existirende Thurm derselben durch seine Grösse andeutet. Das Dorf wurde aber auch schon damals, wie heutzutage, nach den heiligen Schwestern benannt; denn in dem alten Weisthum von Rösberg, dessen ursprüngliche Abfassung laut eigener Angabe in's Jahre 1304 fällt, heisst es: »Noch eyn gemeyn straess gehet uyss hemberger herlicheit durch vnse herlicheit bis In Swister herlicheit genant die herstraess« (Annalen des historischen Vereins XX. S. 386 und eine alte Copie in meinem Besitz). Also war das Dorf den heiligen Schwestern geweiht, während die Pfarrkirche dem h. Mauritius dediziert war, wie sich dieses auch anderwärts häufig findet; z. B. in Güsten bei Jülich ist das Dorf der h. Justina, die Pfarrkirche den hh. Aposteln Philippus und Jacobus geweiht; in Gerresheim ist die Stadt dem seligen Gerrich, ihrem ursprünglichen Stifter, die Pfarrkirche der h. Margaretha geweiht.

Was aber die historische Existenz und Verehrung der Heiligen Fides, Spes und Charitas betrifft, so wird es der Zusammenhang und das Interesse des Gegenstandes rechtfertigen, wenn ich darüber noch einige Worte hinzufüge.

Nach den hagiologischen Untersuchungen des Bollandisten Sollier (act. Sanct. Augusti tom. I, p. 16) ist an der historischen Existenz dieser Heiligen nicht zu zweifeln, aber die Acten ihrer Lebens- und Leidensgeschichte sind verfälscht. Im römischen Martyrologium, bei Usuard, Notker und Galesinius geschieht ihrer ausdrücklich Erwähnung, und ist ihr Fest auf den 1. August verzeichnet; darnach haben sie zu Rom gelebt und unter Kaiser Hadrian den Martyrtod erlitten. Uebereinstimmend berichten dies auch die griechischen Menäen (cf. Canisii thesaur. monum. ecclesiast. tom. III, p. 468. ed. Basnage), nur verzeichnen diese ihr Fest auf den 17., einige auf den 10. September. Die kirchliche Verehrung derselben in den Rheinlanden ist schon im achten Jahrhundert constatirt; denn Bischof Remigius von Strassburg (779—803) erhielt vom Papst

1) Ueberhaupt scheint der Ort damals nicht unbedeutend gewesen zu sein; denn an dem Haupthofe daselbst haftete die hohe und niedere Gerichtsbarkeit und erstreckte sich sein Gerichtsban über 16 Höfe der Nachbarschaft. Auch schrieb sich nach dem Orte ein adeliges Geschlecht, dem wahrscheinlich der in der oben erwähnten Urkunde erwähnte Gryn van Wylre angehörte.

Hadrian Reliquien derselben und setzte sie in der zu seiner Diözese gehörigen Abtei Eschau, die er selbst gestiftet hatte, bei (Grandidier, de l'église de Strasbourg tom. I, p. 304; tom. II, p. CXXX). Der Zweck der Verbreitung ihres Cultes ist zwar urkundlich speziell nirgends angegeben, aber es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, dass die christlichen Heiligen den heidnischen Matronencult, der besonders in den Rheinlanden sehr gepflegt wurde, verdrängen sollten. Dass aber, wie man öfters behauptet hat, die heiligen Schwestern Ursprung und Namen den durch das Christenthum verdrängten Matronen verdanken sollen, ist unglaublich und durchaus unerweislich. Die Kirche ist zu allen Zeiten stets bedacht gewesen, das Heidenthum mit seinem Unwesen auszurotten und gerade durch die consequente Verfolgung dieses Zieles hat sie sich die entschiedensten Apathien und blutigsten Verfolgungen der Welt zugezogen; man sollte daher derselben eine solche Verläugnung ihrer eigenen Mission nicht zuschreiben. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, aber das ist zweifellos anzuerkennen, die Einführung des Cultes dieser Heiligen erweist sich als ein weise berechnetes, in den Gesetzen der Kirche begründetes Mittel zur Verdrängung des heidnischen Matronencultes, der sich da, wo wir ihn finden, wenigstens sehr oft in der Verehrung von drei weiblichen Feen repräsentirt. Die zahlreichen, von Panzer (Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 1—210) und in den verschiedenen Jahrgängen dieser Zeitschrift beigebrachten Beispiele verbreiten darüber ein überraschend helles Licht. Unstreitig hat der heidnische Muttercult in der Gegend von Weilerswist vor Einführung des Christenthums und vielleicht auch lange darnach bestanden, wie sich überhaupt die Spuren desselben nirgendswo häufiger als bei den ihren deutschen Character verläugnenden Ubiern vorfinden, und es ist sehr wahrscheinlich, dass man dieselben nicht Mütter, wie dormalen bei den Mythologen bräuchlich, sondern Schwestern genannt hat, wenigstens weist der Name des Swistbach, der auch sonst vorkommt, z. B. bei Süstern, unzweideutig darauf hin. Am triftigsten aber ergibt sich dies aus den verschiedenen Matronal-Denksteinen, die man in der Umgegend von Weilerswist, z. B. Lechenich, Müddersheim u. s. w. gefunden hat und von denen noch manche unbekannt sind. Der im Jahre 1873 verstorbene Pfarrer Knott zu Heimerzheim bewahrte einen solchen mit drei weiblichen Figuren, aber ohne Inschrift, geschmückt in seiner Pastorat auf, und er erzählte mir zur Zeit, dass mehrere derselben aufgefunden, aber von den Bauern als Heidensteine zerschlagen worden seien.

Dr. Kessel.

18. Bendorf. Der limes transrhenanus zieht durch den Gemeindegwald von Bendorf über den Friedrichsberg bei Sayn nach Niederbiber hin. Die alte römische Strasse ist von Prof. Schneider in Düsseldorf an manchen Stellen aufgefunden worden. Den sogen. Hohgraben (Hoegasse), $\frac{1}{4}$ St. von hier nach Vallendar gelegen, betrachtet er als einen Rest derselben. Von dort nach Engers hat man manche Theile dieser gepflasterten Strasse aufgefunden, neben ihr eine Münze Vespasians unter den Wurzeln eines Baumes.

Das jetzige Städtchen Bendorf liegt fünf Minuten landeinwärts vom Rheine entfernt. Nahe am Ufer wurden Böschungsmauern und gepflasterte Wege zehn Fuss tief vorgefunden.

In den Urkunden des Mittelalters wird Bendorf: Bedindorp, Bedendorph, Beytindorf genannt. Es bestand aus drei *curtes*, welche den fränkischen Königen gehörten. Einen derselben schenkte Pfalzgraf Heinrich 1096 dem Kloster Laach, einen andern die *curtis Sti Albani* gab Kaiser Heinrich IV. (in der Urkunde III genannt) der Abtei Siegburg im Jahre 1105, der dritte war Eigenthum der Grafen v. Sayn. Im Provinc.-Archiv zu Koblenz befinden sich noch die Original-Urkunden der Kaiser Conrad III. 1138, Friedrich II. 1152, Papst Innocenz II. 1139, wodurch diese Schenkungen bestätigt werden. Bei den Söhnen Chlodwig's stand der aus rheinfränk. Geschlechte stammende Bischof Medard v. Noyon in hohem Ansehen. Seinen Namen trägt die 1204 erbaute Kirche in Bedendorf (Bayer II, 254). In dem unteren Theile des Glockenthurms glaubt man einen alten Wachtthurm zu erkennen. Er war von einer Ringmauer umgeben, die ihn in einem rechtwinklichen Quadrat umschloss, und wie ein noch stehender Rest derselben zeigt, nicht zur Vertheidigung des westlich davon liegenden Ortes, sondern zu seiner Schutzwehr diente. Ausserhalb der Nordseite desselben wurden bei der Fundamentirung eines Hauses viele Gebeine und Schädel gefunden, einer derselben war vom Scheitel bis zur Kinnlade von einem grossen, 6 Zoll langen Nagel durchbohrt. Nach der Volkssage sammelten sich hier die Bewohner der Umgegend, um dem christl. Gottesdienste beizuwohnen und ihre Kinder taufen zu lassen. Ein sehr grosser, rohgearbeiteter Taufstein liegt noch jetzt ausserhalb der Kirche.

Dr. Wegeler in seiner Gesch. Laach's weiss nicht, wo das in einer mittelalt. Urkunde genannte Oyndorp, wo Lucia von der Linden Weinberge besass, gelegen habe; es war das dicht bei Bendorf liegende Andorf.

Bendorf.

Dr. C. Fries.

19. Bonn. Trinkgefäss mit Aufschrift. Im Sommer d. J. 1875 wurde vor dem Cölnthore ein kleines wohlerhaltenes Trinkgefäss von Thon gefunden, nach Technik und Form ganz gleich den irdenen Trinkgefässen mit aufgemalter Inschrift, welche am Rhein häufig, aber auch in Belgien und Frankreich vorkommen (vergl. O. Jahn Jahrb. XIII, S. 105 ff.)¹⁾. Das Gefäss ist mit schwarzem Firniss überzogen, um den Bauch zieht sich die Inschrift, oben durch ein wellenförmiges Ornament, unten durch eine punktirte Linie begrenzt. Inschrift und Einfassung sind mit weisser meist unversehrter Farbe aufgetragen. Die Inschrift:

F V T V V I O S P I T A :

1) Abgesehen von der reichhaltigen Sammlung des Hrn. Herstatt besitzt auch Hr. Garthe eine Anzahl solcher Gefässe mit Aufschriften, z. B. **DA VINVM** oder mit der griechisch-lateinischen **PIE DA**, auf einer ist **LAVTE**, auf einer andern **DISCE** zu lesen.

erinnert wie manche andere an das Treiben in der Taberne. In *Futuvi ospita* ist *ospita*, obwohl nachgestellt, wie die Interpunction beweist, als Anrede an die Wirthin zu betrachten. Aehnlich auf einer zu Paris im J. 1867 gefundenen Trinkflasche (*Révue Archéol.* 1868. II, S. 225):

OSPITAREPLLLACONACERVFS

d. i. *ospita*, *reple lagona(m) cerves(ia)*¹⁾, während auf der andern Seite

COPOGNOKITVABESESTREPLEDA ~~~

zu lesen ist, offenbar die Antwort der Wirthin. *Copo* darf man hier nicht als Vocativ fassen, sondern es ist wie im Drama Bezeichnung der redenden Person; *copo* ist eben die *ospita* oder *caupona*, wie in der bekannten Wirthshausrechnung auf der Inschrift von Aesernia (*Mommsen Insc. R. Neap.* 5078) **COPO COMPVTEMVS** denn dort ist die Scene auch bildlich illustirt; dem Reisenden gegenüber steht ein Mädchen im Aermelchiton und rechnet mit den Fingern. Inschriften, wie auf dem Cölner Gefässe *CIR.* 423, 5 **REPLEME COPOMERI** oder dem Bonner ebend. 472 **AVECOPO**, sind doppelsinnig. Auch auf der Pariser Flasche findet wie auf dem Stein von Aesernia ein förmlicher Dialog statt. Mit *CNORI* (so ist wohl zu lesen, nicht *CNODI*) scheint die Wirthin den Gast anzureden, wahrscheinlich eine im Rothwelsch der Kneipe übliche Bezeichnung. *Repleda* ist nicht, wie der französische Herausg. meint, verschrieben für *repleta*, sondern = *replenda*, wie *facieda* *CIL.* I, 1488, *faciedos* *Insc. R. Neap.* 5366 und öfter auf Inschriften in der Vulgärsprache. Der Sinn der Worte ist: (si) tu (h)abes, est reple(n)da, d. h. wenn du Geld hast, wenn du zahlen kannst (man muss sich die Worte von einer entsprechenden Geste begleitet denken), muss ich wohl deine Flasche füllen. Die Pariser Inschrift begegnet sich mit der Bonner in der Vernachlässigung der Aspiration *OSPITA*, *ABES*. Die Sprache der Celten hat eine entschiedene Abneigung gegen die Aspiration, die bei der celtischen Bevölkerung, auch nachdem sie romanisirt war, fortbesteht: und wenn sich einer Mühe gab, den Hauchlaut wiederzugeben, brachte er ihn verkehrt an und forderte den Spott heraus, wie das bekannte Sinngedicht des Catull beweist.

T. B.

20. Bonn. Ziegel mit dem Stempel der ersten Legion. Da die *Legio I Minervia* lange Zeit hindurch in Bonn ihr Standquartier hatte, sind Ziegel mit ihrem Stempel in ansehnlicher Zahl erhalten: die meisten sind in der Nähe des Wichelshofes auf der Stelle der ehemaligen Festung, aber auch an anderen Orten gefunden worden. Im Sommer d. J. 1875 fand man beim Neu-

1) *Cerves* scheint auf der Flasche gestanden zu haben; dann folgte nicht sowohl ein Buchstabe, sondern ein Trennungszeichen, wie auf der entsprechenden Inschrift.

bau des Wessel'schen Hauses in der Nähe des Neuthores Bruchstücke römischer Ziegel mit nachfolgenden Inschriften:

1. L T M
2. I T · M · P · F
3. L I M P F
4. L E G · I · M
5. V I X E

(die Lesung VEXI ist nicht zulässig.) Interesse gewinnen diese Stempel durch den Fundort. Denn unweit derselben Stelle zwischen dem Neuthor und der Münsterkirche ganz in der Nähe der alten, jetzt abgetragenen Martinskirche, wurde im Jahre 1863 ein Votivstein ausgegraben, welchen am 30. Oct. d. J. 201 der damalige Praefectus castrorum leg. I Min. dem I. O. M. Conservator geweiht hatte (s. CIR. n. 481). So ist wohl die Vermuthung, dass eben an dieser Stelle ein Tempel oder doch eine Capelle des Iuppiter Conservator stand, gerechtfertigt. Domitian hatte zur Erinnerung an die Lebensgefahr, der er im J. 69 bei der Erstürmung des Capitols glücklich entronnen war, dem Iuppiter Conservator dort ein Heiligthum erbaut, s. Tacit. Hist. III, 74. Von Domitian ist aber bekanntlich die Leg. I. Min. errichtet, somit kann es nicht befremden, wenn diese Legion. auch den Iuppiter Conservator hoch hielt und ihm an ihrem Standorte eine Capelle weihte, die auch nachdem das Andenken des Domitian in der Erinnerung längst erloschen war, von den Soldaten dieser Legion fort und fort in Ehren gehalten wurde: war doch die Verehrung des Iuppiter Conservator allen, welche ihr Beruf täglichen Gefahren aussetzte, besonders nahe gelegt; in Mainz finden sich mehrere diesem Gotte gewidmete Steine, ein von einem Soldaten der 30. Legion im J. 232 (CIR. 146) errichteter in der Nähe von Xanten gefundener Altar stellt den Iuppiter Cons. auch bildlich dar, in der Rechten den Blitz, in der Linken das Scepter (Lanze?) haltend, gerade so wie er auf den Münzen des Domitian und späterer Kaiser erscheint. — Auch am Wichelshofe ist das Bruchstück eines Ziegels mit der Aufschrift

I L I E C I /

gefunden: nach links ist der Stempel vollständig erhalten, rechts folgen undeutliche Züge. Der Buchstabe E steht, wie öfter auf Ziegelstempeln, verkehrt.

21. Bonn. Münzfund. Im Laufe des Spätherbstes 1874 wurden mir von einem Arbeiter eine Anzahl Münzen vorgezeigt, welche nach seiner Aussage bei den Erdarbeiten für die Wasserleitung der Stadt Bonn gefunden worden sind. Die weitaus grösste Masse derselben bestand aus werthlosen und zum Theil stark mitgenommenen spät mittelalterlichen Münzen. Nur drei römische Münzen fanden sich darunter, welche ziemlich gut erhalten waren; alle drei sind Kupfermünzen. Die zwei älteren stammen aus der Zeit des Augustus. Die erste derselben trägt die Legende: **AVGVSTVS TRIBVNIC · POTEST.** Bild des

Augustus rechts gewandt mit entblösstem Haupt. — Rev. **C · PLOTIVS R VFVS · III VIR · A · A · A · F · F ·**. Im Felde **S · C**. Vgl. Cohen, Monnaies de la républ. rom. p. 255 n. 15 pl. LXIII, Plautia, 4. Ueber die Bedeutung dieser nicht vor d. J. 731 = 22 n. Chr. geschlagenen Münzen für die Geschichte des römischen Münzwesens verweise ich auf Mommsen's Gesch. des röm. Münzwesens S. 743 f. Die zweite ist ebenfalls eine Münze des Augustus (Cohen, Monnaies de la républ. rom. p. 192 u. pl. LVII. Luria, 1): **CAESAR · AVGVST · PONT · MAX · TRIBVNIC · POT**. Kopf des Augustus. — Rev. **P · LVRIVS · AGRIPPA · III VIR · A · A · A · F · F ·**. Im Felde **S · C**. Ein gleiches Exemplar dieser Münze ist vor mehreren Jahren bei Bingham, $\frac{1}{2}$ Stunde von Leer, gefunden worden, welches C. L. Grotefend in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1864 S. 355 und Jahrb. d. Vereins von Alterthumsfr. im Rheinl. Bd. XXXIX/XL S. 365 beschrieben hat. Die dritte Münze ist von Septimius Severus und kommt häufig vor: **SEVERVS PIVS AVG**. Belorbeerte Büste des Septimius Severus rechts gewandt mit einer Aegis. — Rev. **VICTORIAE · AVGG · S · C**. Siegesgöttin auf einer biga mit einer Peitsche in der Hand. Vgl. Cohen, Médailles impériales t. III, p. 318 n. 647. Diese Münze war weniger gut erhalten; denn der Revers der Münze hat so sehr von der Feuchtigkeit gelitten, dass die Inschrift sowohl als die Figur mit ihrem Attribute nur sehr schwach noch zu erkennen war.

Bonn.

Dr. Klein.

22. Bonn. Funde von Alterthümern im J. 1875 und Jan. 1876.
1. Bei den Fundamentirungsarbeiten der Neubauten in der Lennéstrasse zwischen No. 5 und 9 wurden viele römische Gräber aufgedeckt. Ausser mehreren gewöhnlichen Thongefässen, wurde eine kleine Lampe von terra sigillata und eine Schale (16 Ctm. Durchmesser) aus demselben Stoff mit Fuss und einem Blätterschmuck (meist als Lotus-Blätter bezeichnet) en relief auf dem Rande gefunden. Das bemerkenswertheste Fundstück an dieser Stelle ist aber eine Lampe von rothem Thon, welche eine Länge von 22 und eine Breite von 13,5 Ctm. hat. Lampen von dieser Grösse sind grasse Seltenheiten. Keines der Gefässe zeigt einen Stempel. Münzen wurden nicht gefunden.

2. Am Reuterswege wurden beim Ziegeln, etwa 20 Schritte vom Kreuzungspunkte des Kessenicher Weges nach der Coblenzerstrasse hin, mehrere römische Gräber aufgedeckt, welche in 3 Reihen mit dem Reuterswege parallel liegen. Es wurden dort eine Menge römischer Thongefässe gefunden, deren grösster Theil schon nach auswärts verkauft war, als ich auf den Fund aufmerksam gemacht wurde. Der Beschreibung nach waren verzierte Gefässe von terra sigillata darunter. Von den interessantesten Fundstücken, welche Herr Baumeister Porcher so freundlich war, uns für die Vereinsammlung zu überlassen,

hebe ich eine sehr gut erhaltene Lampe von ziegelrothem Thon mit dem sehr deutlichen Stempel **SPERATI**, und mit einem kleinen maskenartigen Kopf en relief verziert, besonders hervor. Dieselbe hat wie die meisten Thonlampen an jeder Seite einen Wulst, und einen dritten an der Stelle, wo sonst ein Henkel zum Anfassen angebracht zu sein pflegt. Auch fand man dort einen Teller von terra sigillata (Durchmesser 16,5 Cm.) mit einem Stempel, welchen ich **OFGIN** lese (der vierte Buchstabe könnte auch ein E sein). Zur Zeitbestimmung wichtig ist ein dort gefundenes, gut erhaltenes Mittel erz von Marc Aurel (Cohen No. 418) vom J. 161 n. Chr. Der Fund ist für die Topographie des alten Bonn besonders wichtig, denn durch die Lage der Gräber wird der Reuterweg als römische Strasse gekennzeichnet¹⁾.

3. In der Querstrasse der Paulstrasse, Parallelstrasse des Breitengrabenweges, wurden ebenfalls römische Thongefässe gefunden²⁾.

F. van Vleuten.

23. Bonn. Ausgrabung eines Ofens mit glasierten Kacheln zu Poppelsdorf. Zu Anfang Februar d. J. ist ein Fund zu meiner Kenntniss gelangt, welcher für eine bisher wenig beachtete Gattung der Keramik, die Fabrikation von meist ornamentirten Kacheln, auf welche Hr. Dr. Dornbusch in diesem Hefte unserer Jahrbücher S. 142 fg. aufmerksam gemacht hat, von Interesse sein möchte. Es stiess nämlich der Maurermeister Natter von Poppelsdorf beim Kellerausgraben zu einem Neubau, rechts von der Friedrichstrasse hinter dem Hause der Wittwe Hockelmann, in der Tiefe von 1 $\frac{1}{2}$ ' auf Mauerwerk aus Bruchsteinen. Dasselbe bildete beinahe ein Quadrat von c. 15 Fuss

1) Bei Erdarbeiten auf dem Bahnhofe in Remagen wurde im Sommer 1875 eine römische Münze gefunden und der Vereinskassensammlung geschenkt. Der Av. dieses Mittel erzes ist vollständig unleserlich, der Rev. zeigt eine ara mit der Unterschrift **ARA PACIS**, eine bei Nero nicht gerade seltene Darstellung. Numismatisch wichtig wird die Münze durch den Umstand, dass sie nicht aus Kupfer oder Erz besteht, sondern dass um einen eisernen Kern nur eine dünne Lage Kupfer gelegt ist. Ueber diese allerdings bekannten, aber seltenen alten Falschmünzen schreibt Eckhel in seinen »Kurz gefassten Anfangsgründen zur Numismatik« Wien 1788, S. 33: »Am meisten muss man sich wundern, dass sogar eiserne Münzen mit unterlegtem Eisen manchmal vorkommen, da bey einer so mühsamen Arbeit der Gewinn nicht beträchtlich seyn konnte.«

2) Im August 1874 wurden beim Ausschachten zweier Keller am Rheindorfer Wege auf dem Grundstücke des Architekten Herrn Kolzern mehrere Alterthümer gefunden, unter anderen eine ovale silberne Schüssel, mit erhobenen Arabesken reich verziert, 8 $\frac{1}{2}$ '' lang, 4 $\frac{1}{2}$ '' breit, 18 $\frac{1}{2}$ Loth schwer. (Auszug aus der Deutschen Reichsztg. vom 26. April 1875.)

im Durchmesser und $5\frac{1}{2}$ ' Tiefe; es war ganz mit Schutt angefüllt, untermischt mit gebrannten Ziegelstücken und Holzkohlen. In einer Ecke lagen zerstreut zahlreiche grössere und kleinere Bruchstücke von Ofenkacheln, meistens mit grüner Glasur, und ausserdem mehrere Fliese von brauner Farbe, beide mit Figuren geziert. Leider sind die letztern sämmtlich zerbrochen und verschleudert worden. Dagegen sind mir von den Kacheln mehrere zugebracht worden, darunter eine, die mit Ausnahme eines Bruchs an einer oberen Ecke, noch wohl erhalten ist. Dieselbe ist 28 Cm. hoch und 19 Cm. breit und zeigt das Bild einer jugendlichen Figur zu Pferde, mit gelocktem Haar und zierlichem Federhütchen, in Harnisch und Panzerhemd, so wie mit Steigbügel am r. Fusse. Das Gesicht des Reiters ist umgewandt; mit der L. hält er den Zügel, die Rechte legt er auf eine hinter ihm stehende bärtige männliche Figur mit Zipfelmütze und Mantel. Das von Säulen und einem erhöhten Rande zu beiden Seiten eingefasste Bild ist nach oben durch einen Fries abgeschlossen, über welchem in einem Halbbogen die typische Gestalt Gott des Vaters mit zum Segen ausgebreiteten Armen dargestellt ist. Aus der noch erhaltenen linken Ecke blickt ein Engelskopf herab. Das Ganze ist mit grauer Farbe glasirt und zeugt von mehr als handwerksmässiger Kunstfertigkeit, wenn man auch die Kenntniss der Perspective vermisst. Unter den übrigen gefundenen Gegenständen verdienen Erwähnung der Rest eines Kachelstücks, worauf ein Mannskopf mit zierlicher Mütze, das Fragment eines gepanzerten Kriegers ohne Kopf von hellgrauer Glasur, ferner der untere Theil einer Kachel mit einem den Schweif ringelnden Drachen, aus dessen Rachen eine Blume hervorspriest, daneben in eigenem Felde unter anderm das Bild einer Maske. Bemerkenswerth ist noch ein Fragment von brauner Farbe mit einem die Ohren spitzenden Pferdekopf.

Da nach dem Gutachten des Finders das ausgegrabene Mauerwerk als Ofen zum Brennen der gefundenen Kacheln und Fliesen gedient zu haben scheint, so möchte die Annahme gerechtfertigt sein, dass dieser Zweig der Töpferei, der besonders im 16. Jahrhundert blühte, auch in Poppelsdorf, wo zuerst der Churfürst Salentin (1567—1577), der Vorgänger Gebhards, im dortigen Lustschlosse zeitweilig seine Residenz aufschlug, fabrikmässig betrieben worden sei.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass nicht weit von dem Fundorte des Ofens ein Paar kleine Thonkrüge mit hübschen Medaillons, wahrscheinlich von Siegburger Töpferarbeit gefunden sind, davon einer mit dem 3 mal wiederholten Bilde des ein vor ihm knieendes Weib segnenden Christus und der Umschrift Matth. IX.

Bonn.

J. Freudenberg.

24. Cobern. Bei Cobern ist am Abhange des Berges neben dem Fusswege ein Sarg zu Tage getreten, der eine ganz ungewöhnliche Form hat. Das eine Ende, wahrscheinlich Fussende, denn es hat die Richtung nach Osten, ragt aus der Erdwand hervor, dieses ist eingestossen und man kann bis in die Hälfte des Sarges hineinsehen. Derselbe besteht aus Zeller Tufstein, er hat die Form

eines Cylinders und die Höhle sieht aus, wie ein Canal. Der untere Theil und der Deckel sind ganz gleich, und beide bestehen aus zwei Stücken. Die Bearbeitung ist sehr roh, die Flächen sind rau und höckerig. An der geöffneten Stelle am Sarge befinden sich kleine Steine, die wahrscheinlich von Knaben hineingeworfen worden sind. Ich will den Sarg ausräumen lassen, vielleicht findet sich der Schädel in dem mit Grund gefüllten oberen Theile noch vor. Ich höre, dass der Eigenthümer des Feldes schon früher einen ähnlichen Sarg dort ausgegraben hat. Derselbe befindet sich ausserhalb-Cobern, etwa 15 Minuten davon entfernt, es scheint daher, dass hier ein Begräbnissplatz war.

Dr. Schmitt.

25. Dahlheim. Sammlung von röm. Inschrift- und Skulpturresten. Zu Dalheim bei Remich befinden sich im Garten des H. Notar Majerus eine Anzahl von Skulpturstücken und Fragmenten von Inschriftsteinen zu einem Haufen zusammengeschichtet. Unter den letzteren befindet sich ein geringes Bruchstück eines Meilensteines; die übrigen enthalten meist nur wenige Buchstaben. Ein Stein ohne Inschrift hat unten eine umlaufende Verzierung von sich theilweise deckenden Schilden und scheint Postament eines Bildwerkes zu sein. Bemerkenswerth ist ein kastenförmig ausgehöhlter Sandsteinblock, auf dessen Innenseite ein Reliefbild sich findet, das, soviel ich erkennen konnte, eine bekleidete Figur zu Pferde darstellt; in der gegenüberliegenden Seitenwand ist eine thürartige Oeffnung; der Stellung des Bildes nach muss der Kasten mit seiner offenen Seite nach unten gestanden haben. Alle diese Gegenstände stammen aus Dahlheim und dessen nächster Umgebung. Der Besitzer der Steine, der Schwager des H. Notar M., beabsichtigt demnächst diese jedenfalls beachtenswerthen Fragmente zu publiciren.

Trier.

Dr. Bone.

26. Dottendorf. In der Kirche zu Dottendorf bei Bonn ist ein Memorienstein aus weissem Kalkstein zur Aufmauerung des Hochaltars verwendet, welcher nachstehende Inschrift aufweist: II id(us) mai(i) obiit Waltbu(rgis), vergl. Taf. I, 3. Die Inschrift hat 0,27 m. Breite zu 0,50 m. Höhe und ist oben durch eine bei späterem anderweitigen Gebrauch eingefügte Rinne beschädigt, wie unten verkürzt. Sie gehört unstreitig zur Kategorie jener Steine aus der Bonner Münsterkirche, welche s. Z. Prof. aus'm Weerth Jahrb. XXXII, 114 f. Braun, Annal. d. Ver. f. Niederrh. XI, XII, 91 und Schneider eb. II, 1, 2; XII, 222 besprochen haben, und die ihrem allgemeinen Charakter nach dem 9. bis 10. Jahrh. angehören dürften. Auf den Dottendorfer Stein wurde zuerst von Hrn. Friedensrichter R. Pick in der Bonner Zeitung im Jahre 1869 aufmerksam gemacht.

Die Dottendorfer Kirche zählt zu den ältesten der Gegend. Zwei durch eine eiserne Kette verbundene ziemlich schwere Steine (Taf. I, 4), welche in

dem Reste der ehemaligen Vorhalle sich befinden, sollen der Ueberlieferung nach von den Büssenden über den Nacken getragen worden sein. Alte Leute wollen sich dessen noch erinnern. Am Niederrhein war dies Denkmal das einzige dieser Art, welches bisher bekannt wurde. Analoges berichtet aus dem Elsass Stöber in seiner ‚*Alsatia*‘ 1850, S. 36 f.: der noch jetzt am Rathhause zu Mülhausen aufgehängte Klapperstein, ein steinerner Kopf mit offenem Munde und heraushängender Zunge, wurde an einer Kette noch im vorigen Jahrhunderte Verläumdern und losen Schwätzern über die Schultern gehängt; mit dieser Last beladen trieben sie die Stadtknechte durch die Strassen der Stadt. »In Deutschland, fügt Stöber hinzu, brauchte man hie und da statt des Klappersteines die sogenannte Büttelsflasche; sie war aus Stein und wog von 30—40 Pfund; auf derselben war ein Kopf abgebildet mit einem Vorlegeschloss am Munde oder auch zwei sich zankende Weiber.«

Die Dottendorfer Steine waren also einfachere Exemplare dieses ohne Zweifel sehr aner kennenswerthen Strafinstrumentes.

Strassburg.

F. A. Kraus.

27. Elsdorf. In den Herbstferien 1875 hatte ich Gelegenheit, über den im Heft XXV, S. 210 fg. von mir besprochenen Sarkophag aus Elsdorf mit der Inschrift **A ··· | VIVA | SIBI · F · C**, bei dem in Elsdorf wohnenden Sohne des verstorbenen Försters Andernacher nähere Erkundigungen einzuziehen. Das kolossale Monument wurde im J. 1857 beim Pflügen auf dem Acker des genannten Försters am Ende des obern Dorfes, neben dem sogen. Römerweg, auch „Gruvensches Strässchen“ genannt, welches in gerader Richtung nach Thorr führt, ausgegraben. Der Sarg hatte in der Mitte eine $1\frac{1}{2}$ hohe Oeffnung, mit eisernen Schallriegeln versehen und enthielt noch eine bauchige Urne von grauem Thon, die mit Knochenresten und Erde gefüllt war, so wie zahlreiche Fragmente von dicken Ziegelplatten und ausserdem drei roh gearbeitete und stark beschädigte Köpfe, welche wohl an den Enden des Sarkophags angebracht waren. Aus diesem Umstand ist mit Sicherheit zu schliessen, dass das Grabdenkmal der nach der Inschrift beigetzten Frau schon in früher Zeit entleert worden ist. Leider hat der Eigenthümer schon vor mehreren Jahren das Denkmal, welches mit Reliefs von Genien zu beiden Seiten geziert war, zerschneiden lassen und zu Grenzsteinen benutzt; nur von der die Inschrift tragenden Platte ist noch ein Rest im Hofe des Eigenthümers zu sehen, jedoch sind darauf nur wenige Spuren von Buchstaben zu erkennen. Ausserdem sind die drei Köpfe gerettet; sie befinden sich in dem Garten des Bürgermeisters Esser in Niederempton, wo ich sie als Zierrath einer Grotte aufgestellt fand.

J. Freudenberg.

28. Römische Alterthümer bei Freilingen. Durch Schenkung sind aus dem Besitze des Herrn Pfarrer Mörs in Brenig in die Münzsammlung des hiesigen Progymnasiums in den J. 1871 und 1873 23 römische Kupfermünzen gelangt, welche aus einem im J. 1863 »am Stein« bei Freilingen im Kreise Schleiden gemachten Funde stammen. Unter den 11 besser erhaltenen Stücken ist 1 Caligula (= Cohen, 25; die Rectification Tom. VII p. 23: »Vesta tient un sceptre et non une haste«), 1 Faustina (wohl die Aeltere, Grosserz), 1 Marc Aurel (mit **TR**ibuniciae Potestatis XXXIII, also 180 n. Chr., Grosserz), 3 Constantin d. Gr. (Kleinerze), 3 **VRBS ROMA** (»Médaille avec la tête de Rome, attribuée à Constantin ou à ses fils ou à des régnes postérieurs« Cohen; in dem »Abschnitte« haben alle 3 Exemplare, von denen das eine vorzüglich schön oxydirt ist, **PLG**, eines zeigt oben zwischen den zwei Sternen einen Kranz), 1 Valens (= Cohen, Nr. 72, kleine Bronze), 1 Gratian (= Cohen, n. 56, kleine Bronze). Die übrigen minder gut oder sehr schlecht erhaltenen Stücke (unter ihnen 1 Mittelers, Arcadius? und 11 Kleinerze, letztere mit Durchmessern zwischen 0,0115 und 0,019 Meter und Gewicht von 1,02 bis zu 2,71 Gramm) verrathen theils durch ihre Legendenreste, theils durch ihre Embleme (Büste mit Diadem, bei den Haaren geschleppte Gefangene, zwei Feldzeichen zwischen zwei Soldaten, Labarum, Victoria nach links schreitend mit Kranz in der Rechten) ihr sehr spätes Alter.

Diese Schenkung veranlasste mich, sowohl an Ort und Stelle (in den Pfingstferien 1872), als bei mehreren Herren, die bei dem Funde unmittelbar oder mittelbar betheiligte oder zugegen gewesen waren, über die näheren Umstände desselben genauere Erkundigungen einzuziehen. Was ich auf diese Weise durch allseitiges freundliches Entgegenkommen aus zwei von dem damaligen Pfarrer von Lommersdorf, H. Mörs, am 18. Sept. 1863 und von der K. Regierung zu Aachen am 5. Jan. 1864 erstatteten, mit gütiger Erlaubniss des Ober-Präsidenten, Herrn von Bardeleben, mir abschriftlich mitgetheilten Berichten, ferner aus den brieflichen Mittheilungen der Herren: Realschul-Lehrer H. Marjan zu Aachen, Pfarrer Mörs, Prof. Dr. J. M. Stahl (jetzt in Münster), Lehrer K. L. Wendland in Lommersdorf, endlich aus zwei vom 18. Mai und 19. Sept. datirten Notizen in Nr. 142 und 268 (Beilage) der »Kölnischen Blätter« v. J. 1863 ermittelt habe, ist Folgendes:

I. Fundstätte auf dem »Stein«.

In der ersten Woche des Mai 1863 wurden auf der ungefähr 8 Minuten südwestlich von Freilingen gelegenen etwa 400 Fuss hohen stellenweise kahlen Bergkuppe, welche »der Stein« genannt wird, von Arbeitern 4 römische Münzen und ein menschliches Skelett nebst Stücken einer Urne aus der Erde gegraben. Am 17. Mai erhielt H. Pfr. Mörs hiervon Kenntniss, sammelte die aufgefundenen Münzen und begab sich an Ort und Stelle, um weitere Ausgrabungen zu veranlassen. Ungefähr 1 Fuss tief unter dem Rasen fanden sich noch ein wohl erhaltenes starkes menschliches Skelett und 13 diverse grössere und kleinere römische Münzen, sämmtlich mit sehr schönem Gepräge (Köln. Bl. Nr. 142).

H. Mörs schreibt »aus seiner Erinnerung« unter dem 22. Juli 1873 hierüber Folgendes: »Es war im Sept. 1863, wo ein Mann aus Freilingen mir eine römische Münze von Antoninus Pius zubrachte. Mit diesem begab ich mich sofort auf die Fundstätte zu Freilingen. Gleich darauf wurde an dieser Stelle der Rasen entfernt, und es zeigte sich ein starker Steinhaufen von Ziegeln, nach deren Entfernung zwei gut erhaltene menschliche Skelette hervortraten. . . . Nach Aufhebung der Skelette fanden sich nach und nach eine Menge grösserer und kleinerer römischer Münzen, etwa bis zu vierzig, und diese geriethen grösstentheils in meine Hände« Es beruht gegenüber der eben mitgetheilten gleichzeitigen Zeitungs-Nachricht und der Angabe des Berichtes vom 18. September, »dass die Münzen und Skelette schon vor einigen Monaten gefunden worden seien«, offenbar auf einem Gedächtnissfehler, wenn hier die Fundzeit in den September verlegt, und der Fund der beiden Skelette als gleichzeitig angegeben wird. Ebenso wird wohl die Münze von Antoninus Pius mit der oben erwähnten von Marc Aurel verwechselt sein, auf welcher

M · AVREL ANTONINVS steht, wobei neben den mehr verwischten vor-
aufgehenden Buchstaben das letztere Wort besonders in die Augen fällt. — Marjan, der den Nachgrabungen 14 Tage lang beigewohnt und selbst solche veranstaltet hat, spricht sich in seinem Briefe vom 9. Nov. 1873 folgendermassen aus: »Die meisten Münzen lagen fast zu Tage, selten mehr als 4 Zoll tief. Auch die gefundenen Knochen, Schädel- und Arm- und Beinknochen, unter letzteren einige von gewaltigen Proportionen, lagen dicht unter dem Rasen (das lockere Erdreich ist wohl nirgends mehr als 2 Fuss tief) und zwar pêle-mêle durcheinander. Der südöstliche Abhang lieferte fast Alles. Die ganze Fundstelle hatte kaum eine Ausdehnung von 20—25 Quadratmeter. Ein Gebäude kann hier absolut nicht gestanden haben; denn der Boden, den ich in diesem Umfange selbst aufgehauen habe, war überall vierge, und ich stiess in einer Tiefe von 1 Fuss fast überall auf ursprüngliches Felsgestein; nirgends die geringste Spur von Mauerresten. Etwaige Hypothesen weisen auf einen Begräbnissplatz oder ein Schlachtfeld. Gegen Letzteres spricht der enge Raum der Schädelstätte, sowie der Umstand, dass fast überall die Münzen dicht unter dem Schädel oder wenigstens ganz in der Nähe von Gebein lagen. Ich mass die Stelle für den Begräbnissplatz romanisirter oder in römischem Dienste arbeitender Germanen halten; dafür spricht die ziemlich sichere Zusammengehörigkeit mit der etwa 300—400 Schritte entfernten Fundgrube im Thale. [Von dieser wird gleich unter II. „Fundstätte am steinigen Morgen“ die Rede sein.] Von letzterer aufwärts ist noch ein tief eingehauener, jetzt allerdings ganz bewachsener Fuhrweg zu erkennen, der in wohlberechneter Krümmung nördlich an und um die Kuppe führt. Dieser Weg kann nur als Verbindung zwischen beiden Punkten jemals einen Zweck gehabt haben; sonst ist »der Stein« von der Fundstelle im Thale aus nur auf grossem Umwege, $\frac{1}{4}$ Stunde etwa, für Fuhrwerk zu erreichen. . . . Von den 30—40 Münzen, die ich angekauft und selbst hervorgesucht, besitze ich keine mehr. Einen Theil davon gab ich Prof. Ritschl

in Bonn, andere verschenkte ich in Aachen. Ich las bestimmt von Hadrian bis auf Constantin. Es war meistens die bekannte kleine Münze (Grösse eines 2-Pfennigstückes), nur ein paar grössere von demselben Metall fielen in meine Hände.« H. Wendland endlich schreibt in »Chronik der Schule zu Freilingen« über unsern Fund Folgendes: »Auf der felsigen Kuppe, die »am Stein« genannt wird, fand man im Jahre 1863 beim Wegräumen eines Steinhaufens sehr viele römische Münzen¹⁾, und zwar aus den ältesten Zeiten des Kaiserreichs bis zu Constantin und Constantius. Auf der Mitte des Hügels fanden sich menschliche Gebeine eingeschart und mit einem Schutt überdeckt, der sich ganz deutlich als Bauschutt von römischen Gebäuden erkennen liess. Am Ostabhange dieses Hügels, nach Unterfreilingen zu, lagen die Gebeine häufiger und mit einem Schutt überdeckt, der zu unterst ganz deutlich die Spuren eines stattgefundenen Brandes zeigte. In meiner Gegenwart wurden an dieser Stelle fünf übereinander liegende Gerippe ausgegraben. Gleiche Gerippe fand man noch weiter im Felde nach Unterfreilingen zu, alle in roh und meist muldenförmig ausgeworfenen Gruben, bei einem den Kopf neben den Füßen, ja, in ganz Unterfreilingen, neben der Kapelle, der Schule, bei Kellerausgrabungen etc. fand man sie häufig. Ich habe sehr vielen dieser Ausgrabungen beigewohnt, und musste dabei auffallen, dass, wo sich immer ein Kopf fand, dieser immer eine wunderschöne, durchaus gesunde Zahnbildung zeigte. Dies Alles bestimmt mich zu der Annahme, dass obengenannter Hügel »am Stein« in sehr alter Zeit befestigt gewesen und durch von Osten heranstürmende Krieger, unter Verlust vieler Leute, erstürmt worden ist, wobei der Bau durch die Flammen zerstört worden ist.«

Derselbe schreibt mir am 3. Nov. 1875, an welchem Tage er die Gegend noch einmal in Augenschein genommen, der von Marjan erwähnte Weg existire nicht, wohl aber führe ein Pfad von der Fundstelle im Thal westlich vom »Stein« vorbei nach Oberfreilingen. In der Chronik nennt er die Anlage im Thal durch die Befestigung »am Stein« wie durch ein natürliches Bollwerk gegen Nordost geschützt. Ich kann seiner Ansicht, dass auf »dem Stein« eine Befestigung gewesen, und diese nach einem Kampfe durch Feuer zerstört worden sei, aus den von ihm entwickelten schwer ins Gewicht fallenden Gründen nur durchaus beistimmen; auch der Name deutet hierauf hin, wie ich in diesen Jahrbüchern LIII. LIV S. 328 bemerkt habe. Die Lage macht die steile Kuppe zu einer solchen vorzüglich geeignet, jedenfalls geeigneter, als die stellenweise sogar kahle felsige Kuppe zu einem Begräbnissplatze. Wenn sich auch kein Mauerwerk mehr gefunden hat, welches übrigens eben wegen der steilen Lage leicht hinabrollen konnte, so ist dagegen das Vorhandensein von Bauschutt constatirt, da auch der Regierungsbericht sagt, »dass unter Mörtelresten und Schutt . . . menschliche Gerippe vorgefunden wurden«, und ich selbst noch Mörtel-

1) Laut brieflicher Mittheilung Herrn Wendland's wurden auch einige silberne Münzen gefunden; doch wisse er nicht, wohin dieselben gekommen. Zur Zeit hätten die Alterthumssammler stark zugesprochen.

reste wahrgenommen zu haben glaube. Die von Osten anstürmenden Feinde mögen die Franken des 5. Jahrhunderts gewesen sein.

II. Fundstätte »am steinigen Morgen«.

Am 18. Sept. 1863 fand sich etwa 450 Schritte südwestlich »vom Stein«, von diesem durch das circa 100 Schritt breite Grindelsbachthal getrennt, in der Flurabtheilung »am steinigen Morgen« »das Fundament eines Hauses und nahe bei eine Feuerresse der schönsten Bauart mit Doppelsäulen an der Mauer und inneren Säulchen von acht übereinander gelegten runden Steinen und platter Grundlage mit drei flachen Platten zur Bildung der Kapitäl« (Bericht vom 18. Sept.). »Auch fanden sich drei Eisen-Instrumente« (Köln. Bl. Nr. 268), nach Wendland »eiserne Nägel, 6 Zoll lang«. »Der römische Luftheizungssofen, vollständig gut erhalten, war ausgemauert in der Grösse von etwa 5 Fuss Quadrat, und fanden sich darin Doppelsäulchen gefertigt von etwa 8 bis 10 runden Ziegeln in der Dicke von 5 Zoll rheinisch. In der Nähe lagen die Grundmauern eines Gebäudes, wobei eine Kellergrube, welche bis zu 5 oder 6 Fuss vollgefüllt lag mit Holzasche, und in dieser fanden sich zwei zweigezackte eiserne Lanzenpässe [?] und ein paar kleine Handschaufeln, welche in ihrer Richtung einschliesslich der Schaufel ganz gerade ausgestreckt geformt [waren]« (Brief des H. Mörs vom 22. Juli 1873). »Es fand sich eine grosse Menge Asche vor, die über 5 Fuss aufgeschüttet lag und nachher zur Düngung fortgefahren worden ist. Wahrscheinlich war es Asche von verbrannten Früchten, und es fanden sich wohlerhaltene Waizenkörner darunter« (Brief desselben vom 4. Jan. 1873). Der Bericht vom 5. Febr. spricht sich über beide Fundstellen kurz dahin aus, dass »Spuren höchstwahrscheinlich einer römischen Niederlassung vorgefunden worden sind, . . . und das Ergebniss der angestellten Untersuchungen dahin ausgefallen ist, dass unter Mörtelresten und Schutt nur menschliche Gerippe vorgefunden wurden, und dass die aufgefundenen Gebäudereste wahrscheinlich von einem Ofen zum Ziegelbrennen herrühren, welche Baureste keinen archäologischen Werth haben.« Herr Stahl, der nur zufällig an die Fundstelle gekommen ist, schreibt unter dem 7. Nov. 1873: »das Wenige, was blossgelegt war, war offenbar ein Heizungsraum. Hohlziegel und Canäle zur Fortleitung der erwärmten Luft wiesen darauf hin. Von Münzen habe ich gar nichts gesehen«, [auch H. Wendland schreibt, dass sich am »steinigen Morgen« keine Münzen gefunden haben,] »auch sonst nichts bemerkt, woraus auf den Charakter des dortigen Römerbaus zu schliessen wäre.« — Die Schulchronik besagt, diese Flurabtheilung sei auf einer Fläche von mehreren Hektaren mit Bruchstücken von römischen Ziegeln überdeckt. Bei den im Jahre 1863 durch Pfr. Mörs einige Tage veranstalteten Nachgrabungen hätten sich in weiter Ausdehnung und nach verschiedenen Richtungen weitläufige Fundamentmauern und namentlich eine sehr schön aus feuerfesten Steinen und mit Cementdecke eingerichtete grosse Feuerungsanlage vorgefunden.

Herr Marjan schreibt Folgendes: »Als ich ankam, waren in einem Umfange von etwa 10 Meter, einige spärliche Mauerreste einen Fuss tief unter dem Ackerboden bloss gelegt. Die Linien der beiliegenden Zeichnung [es sind zwei

Parallel-Mauern und zwischen diesen drei unter sich parallele, auf jene beiden senkrecht zulaufende Stücke] mögen im Allgemeinen die Form des bloss gelegten Gemäuers (alles Ziegel) wiedergeben. In der südöstlichen Ecke legten wir endlich einen etwa 5 Fuss im Gevierte haltenden ummauerten Raum bloss, der an der nördlichen Seite nebeneinander zwei Eingänge hatte. Der östliche Eingang war sehr gut erhalten. Er steht jetzt noch, wenn auch verschüttet. Er ist etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss hoch, ebenso breit und erinnert ganz an unsere Backofenthüren. Links und rechts stützen sich die kleinen Gewölbe auf 1 Fuss hohe und dicke Ziegelsteine, die am Boden ziemlich ausgebrannt und noch ganz schwarz waren. Das Innere, das ich jedoch nur auf 2 Fuss Tiefe untersucht habe, zeigte noch deutlich einen Ziegelsteinestrich. Der westliche Eingang war mehr verschüttet und blieb ununtersucht. Die Tiefe von der Fläche des Ackerbodens bis zur Estrichebene beträgt kaum 4 Fuss. — Innerhalb des ummauerten Raums fanden sich Holzkohlen, verbrannte Ziegel, einzelne Töpferscherven, graue und solche aus Ziegelerde, aber fast alle werthlos. Der Boden wurde nur einen Fuss tiefer als der Eingang bloss gelegt. Ich untersuchte alle Ziegel (und ich fand viele ganze) nach irgend einem Legionszeichen, fand aber nicht eines. . . . Aus Mangel an Zeit und Mitteln wurde die Fundstelle bald wieder zum Ackerbau geebnet. . . . Ich halte das Ganze für einen Weiler mit romanisirter germanischer Bevölkerung und das zuletzt Beschriebene für einen Backofen.« Letzteres ist wohl vielmehr ein Hypokaustum. — Das Grundstück »am steinigen Morgen« hat mehrere Besitzer, unter andern den Ortsvorsteher Rittmeister, der nach H. Wendlands Mittheilung Nachgrabungen um so lieber gestatten würde, da er selber die Mauern noch beseitigen wolle. Im nächsten Sommer (1876) sei Brache daselbst.

III. Verschiedene andere Fundstätten in unmittelbarer Nähe von Freilingen und Lommersdorf.

1. »Vom steinigen Morgen ostwärts führt ein alter Weg in etwa 10 Minuten zu einer Stelle, die ebenfalls mit Ziegeln stark untermengt ist. Letztere heisst, wenn ich nicht irre, »an der Schweinswiese.« (Wendland.)

2. An der Südseite des Weges zwischen Unterfreilingen und Lommersdorf, an der Ostseite des Bächleins »alte Bauten«. (Wendland.)

3. »An dem Wege von Lommersdorf nach Rohr haben sich eine Menge Stücke von irdenen Urnen mit Kohlen von Menschengraben gefunden.« (Mörs). Hier, im sogenannten Hühnerberg, einige hundert Schritt nördlich von Lommersdorf, fand Herr Wendland im Jahre 1868 eine schöne Bronzemünze Nero's, die in den Besitz des damaligen Schulinspectors Nelles von Zingsheim kam; »es liegt noch viel Schutt unter der Wiese.«

4. Weiter nördlich an demselben Wege, etwa 150 Ruthen von Lommersdorf, nahe einem Kreuze, fand derselbe in diesem Sommer (1875) »Fragmente von Urnen nebst Knochensplittern.« Die hier gefundene Scherbe eines Gefässes aus terra sigillata, welche mir vorliegt, zeigt auf dem Boden den Töpferstempel

VERECV(ndus).

5. Von letzterem Punkte etwa 200 Ruthen östlich, stark ebensoweit nordöstlich von Lommersdorf (»an der Schnarr«) wurden nach Mittheilung desselben »Bruchstücke von Urnen und sehr feinen Glaswaaren ausgegraben; es sei aber davon nichts mehr vorfindlich. Einige 100 Schritte von dieser Stelle habe er in diesem Sommer (1875) ebenfalls Ziegelreste gefunden.«

IV. Weitere Fundstätten im Umkreise von Freilingen.

H. Wendland ist der Ansicht, es müsse zur Verbindung der Hauptstrasse Trier-Marmagen-Köln mit der Strasse Marmagen-Bonn [?] von Jünkerath (Icorium) aus eine Strasse in gerader Richtung über Feusdorf, Alendorf, Ripsdorf, Vellerhof¹⁾, Freilingen, Lommersdorf und Wershoven, welches letztere schon in der Nähe der Strasse Marmagen-Bonn habe sein können, geführt haben; anders liessen sich die zahlreichen römischen Niederlassungen an diesen Orten nicht erklären. Wenn sich die Strasse noch nicht bestimmen lassen, so liege die Schwierigkeit ihrer Auffindung wohl darin, dass vielleicht nicht jede römische Nebenstrasse die solide und dauerhafte Bauart der Hauptstrasse gehabt habe. Wenn wir auch diese Hypothese vorderhand auf sich müssen beruhen lassen, so verdienen doch die zur Stütze derselben ausser den bereits besprochenen angeführten Funde römischer Alterthümer hier verzeichnet zu werden. H. Wendland gibt folgende an: »Im Jahre 1860 erzählte mir Pfarrer Schervier in Dollendorf, dass man in Alendorf unterirdische römische Bauten aufgedeckt habe. Dieser Herr war auch im Besitze einiger schöner Münzen. — In Bezug auf Ripsdorf möchte ich auf die Eiflia illustrata aufmerksam machen, worin eines seiner Zeit in Ripsdorf gewesenen römischen Votivsteines Erwähnung geschieht (vide Bärsch, Eiflia ill. I, S. 451 und 452²⁾). Vieles hat die Ansicht des vorerwähnten Herrn Schervier wohl für sich, dass die bei Schlossthal, nahe bei Vellen stehende Kapelle, ein Octogon mit Kuppeldach, auf dem Boden eines römischen Tempels steht, dass dies vielleicht derselbe Tempel ist, von dem gedachter Stein berichtet, der dann später nach dem nahen Ripsdorf gekommen. — Auf Vellen³⁾ waren die römischen Bauten weitläufig und nahmen mehrere Hektaren Fläche ein. Der verstorbene Rittmeister v. Rösigen daselbst hat einmal auf dem Gute 3 Steinsärge ausgegraben. Diese standen an einer Stelle im Ahrthale am Waldrande, und scheint von den Gebäuden ein Weg an diesen Särgen vorübergeführt zu haben nach einer nahen Stelle an der Ahr, genannt »Nierbrück.« Von letzterer führt auf der Karte ein Weg nordab nach Freilingen gerade auf die Stelle »am steinigen Morgen«, wo die Ausgrabungen

1) Vergl. diese Jahrb. XIX S. 73 ff.

2) Zu Ripsdorf wurden drei römische Inschriften gefunden, (= Brambach C. in. Rh. Nr. 637. 638. 639). Vgl. Bärsch l. l. p. 563. 564 und tab. XVII Nr. 62. Brambach hat noch die veraltete Schreibweise »Rupsdorf.«

3) In der Schulchronik heisst es: »Auf Vellen war der grössere Theil des Gutes — zwischen dem Wohnhause und der Ahr — mit Gebäuden überdeckt; das Hypokaustum fand sich sechsmal, drei Sarkophage von rothem Sandstein mit Fläschchen etc. zwischen dem Walde und der Ahr.«

stattgefunden, und wo sich die Heizungsanlage fand. Dieser Weg führte wahrscheinlich, wie ein noch übrig gebliebener Pfad zeigt [vergl. oben], durch die Niederlassung in gerader Richtung westlich vom Stein vorbei nach dem jetzigen Oberfreilingen.«

»Zwischen Dollendorf und Mirbach, nahe bei letzterem, wurde bei Anlage der Strasse ein Steinsarg mit Flaschen ausgegraben, und sind letztere, wie man mir sagte, nach Hillesheim gekommen.« Herr Wendland hatte die Freundlichkeit, seinen so reichhaltigen Mittheilungen auch eine westlich von Waldorf (Kreis Schleiden) gefundene kleine Kupfermünze beizulegen, in welcher ich eine Klein-**erz** von **CONSTANS** zu erkennen glaube. Auf die Rückseite passt die bei Cohen häufig vorkommende Beschreibung: »Deux soldats casqués debout, appuyés chacun sur une haste et un bouclier; entre eux, un étendard; à l'exergue (hier) **TAS**.« Auf der Fahne steht deutlich ein **M**; die Umschrift lautet: **GL(ORI)A EXERCITVS**.

Nehmen wir zu Vorstehendem hinzu, dass in dem nahen Rohr römische Inschriften (vgl. Jahrb. LIII und LIV S. 172 ff.), dass in den gleichfalls benachbarten Orten Hillesheim, Kerpen, Stollenbach, Stohn und Adenau römische Münzen, und bei Herschbroich die Ueberbleibsel eines römischen Lagers, dass endlich nach mündlichen Mittheilungen zu Hoffeld Spuren eines römischen Castells, zu Leutersdorf eine römische Wasserleitung gefunden worden sind, so haben wir auf einem Terrain von einigen Quadrat-Meilen so zahlreiche Zeugen römischen Alterthums, dass wir nicht an vereinzelte Niederlassungen zum Schutze einer römischen Heerstrasse, sondern an eine völlig colonisirte Gegend zu denken haben werden. Um so wünschenswerther ist, dass die in Obigem gegebenen Andeutungen durch systematische Ausgrabungen weiter verfolgt werden.

Linz a. Rh., im November 1875.

Joseph Pohl.

29. Alterthümer von Heinsberg. Diese Stadt liegt, nach dem mir zugegangenen Berichte des Herrn Bürgermeisters Nathan, am Ende eines wellenförmigen Höhenzugs, der die Roer- und Worm-Niederung begrenzt. Eine halbe Stunde von der Roer erhebt sich ein meist aus gelben Kiessande bestehender Berg, der die Ruinen der Burg Heinsberg trägt, deren sehr dicke aus den verschiedensten Bruchsteinen wie aus Backsteinen errichtete Mauern aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. herrühren sollen. Um den Fuss des Burgberges ziehen sich die Häuser des oberen Stadttheiles. Auf der gegenüberliegenden Anhöhe liegt die schöne St. Gangolphuskirche, deren älterer Theil aus dem 13. Jahrh. stammt. Beide Anhöhen scheinen die Ausläufer des das frühere Flussgebiet begrenzenden Ufers zu sein. Die Heinsbergischen Besitzungen kamen 1472 an das Herzogthum Jülich. Im Januar 1853 stürzte der östliche Theil der Burgruine ein. Jetzt hat Herr Nathan das den Haupttheil derselben umgebende Terrain

in seinen Besitz gebracht und in eine kleine Anlage umgeschaffen. Schon früher wurden hier ein Steinkrug von 1576, die Lafette einer Wallbüchse, eine Steinkugel, ein Petschaft des Capitels der Gangolphuskirche aus dem 14. Jahrh., und kürzlich mehrere Silbermünzen der Grafen von Heinsberg, sowie eiserne Kugeln von der Beschiessung der Stadt durch die Franzosen im September 1794 gefunden. Im Winter 1874—75 fand man bei der Korbweidenanlage in der Nähe von Heinsberg eine römische Kupfermünze, die nicht näher bestimmt werden konnte. Seit dem Winter 1872—73 wurden bei diesen die folgenden Jahre fortgesetzten Anlagen in den tieferen Bodenschichten, etwa 3—4' tief, mehrere polirte Steinbeile, meist aus Feuerstein, sowie ein runder durchbohrter Hammer aus Sandstein ausgegraben. In dem Cataloge der Sammlung des Notars Guillon zu Roermonde vom Jahre 1874 befanden sich 173 Nummern polirter Stein-Waffen und Geräte, in und bei Roermonde, Posterholt, Echt, Swolmen, Moosbracht u. a. O., also in der nordwestlichen Fortsetzung des alten Flussalluviums der Roer gefunden.

Schaaffhausen.

30. Die Litsch beim Kölner Dome. In Heft LV. LVI, 74 ff. hat Merlo sehr richtig den Kölnischen Strassennamen an oder auf der Litsch (Letsch) mit dem italienischen loggia, das sehr verschiedene Anwendungen in der Baukunst erhalten hat, in Beziehung gesetzt, aber die Ansicht, es bezeichne eigentlich die Bauhütte und sei gerade von deutschen Steinmetzen aus dem Auslande eingeführt worden, dürfte kaum zu halten sein. Finden wir ja im Salzburgerischen Letschen von Niederlagen von Wein und den Vorsteher derselben als Lätschenmeister bezeichnet, daneben auch Letschen des Eisens, vgl. Schmeller-Frommann »Baierisches Wörterbuch« I, 1542. Am Domhofs hiess Letsche, Lösche, eben wie in Xanten, der bedeckte Gang, unter welchen die behauenen Steine niedergelegt wurden (sub qua ponuntur lapides secreti), wie derjenige, unter dem man sie bearbeitete (deportantibus lapides paratos de ludza [loggia] et inportantibus reliquos non paratos ad ludzam). — Wenn Fuchs von einer Litsch am Kaufhause Gürzenich wusste, so stimmt das ganz hiermit, und beruht es wohl auf Irrthum, wenn der so verdiente Aufklärer der Kölnischen Geschichte dabei an eine »Litsch für Bewegung der Waaren« dachte. Es war hier wohl wie am Dome nichts anderes als Lager, Niederlage. Der Gebrauch von loggia war ganz derselbe, wie der unseres deutschen Laube, wie wir sagen unter den Lauben sitzen und mundartlich noch Laube für Speicher (althochd. spihhari, von spicarium) gebraucht wird. Eigenthümlich ist es, wie wir das nach Diez aus unserm deutschen lauba, laubja entstandene romanische Wort einmal nach der italienischen, dann aber auch nach der französischen Form (loge) uns angeeignet haben. Mit der Freimaurerloge hat die Steinniederlage der Bauhütte gar nichts zu thun; diese wurde eben nur von dem Versammlungsorte benannt, ohne irgend eine Beziehung auf ihren Zweck. Wie so manche auf den Handel bezügliche

Ausdrücke, war uns auch *loggia* in der besondern Bedeutung Lager, Niederlage zugekommen, während wir die mancherlei andern Anwendungen des Wortes, wie zur Bezeichnung der Börse, der Wechselbank u. a., uns nicht angeeignet haben.

H. Düntzer.

31. Neuss. Gräberfunde. Vor einiger Zeit wurden bei der Fundamentirung des neuen Stationsgebäudes römische Gräber aus der Kaiserzeit aufgedeckt und zwar an der Stelle, wo sich zur Zeit der Römerherrschaft ein Theil des öffentlichen Begräbnissplatzes befand, welcher sich vom Münsterplatze die alte Heerstrasse entlang bis fast zur Neusser Furth hinzog. Schon früher fand man an der Stelle des nunmehr fertig gestellten Güter- und Postgebäudes in einer Tiefe von etwa einem Meter unter dem alten Terrain Spuren von Holzkohlen, sowie Bruchstücke römischer Gefässe. Diese Gefässscherben und die Reste von Holzkohlen kennzeichnen die Fundstelle als eine Leichenverbrennungsstätte. Die Holzkohlenreste sind Ueberbleibsel des Scheiterhaufens. Die schwarz angebrannten Scherben lassen sich als Bruchstücke von Schüsseln oder Gefässen erkennen, welche, nach altrömischer Sitte mit Speisen gefüllt, in den brennenden Scheiterhaufen geworfen wurden. Gleich neben der Verbrennungsstätte zeigte sich das eigentliche Grab des Verstorbenen. Eine flache Schale aus einer weissen rothgefärbten Erde, ein Becher aus rother Erde, ein einhenkeliger und ein zweihenkeliger Wasserkrug aus weissem Thone und Bruchstücke eines Salbfläschchens aus einem grünlichen Glase umgaben im Kreise die mit verbrannten Knochenresten angefüllte Urne aus gelblich grauer Erde. Nach altrömischer Auffassung enthielten die Gefässe, welche die Urne umgaben, Speise und Trank für den Verstorbenen, sie sollten gleich dem Obolus für den geisen Fährmann der Unterwelt, zum wirklichen Gebrauche im Jenseits dienen. Die Gegenstände, die man dem Verstorbenen mit in's Grab gab, sollten in der spätern Zeit nur die Pietät der Hinterbliebenen zum Ausdruck bringen. Daher finden wir auch mehrfach in römischen Gräbern Gefässe, welche keine Flüssigkeit halten können.

Bei der Fundamentirung des eigentlichen Stationsgebäudes grub man noch weitere Gräber aus. Auch hier zeigten sich die Spuren des Leichenbrandes jedesmal neben der Begräbnissstätte, und bildete die Urne den Mittelpunkt von 4 bis 5 Beigefässen. Von diesen Gefässen sind besonders eine schöne Schale aus rother Erde mit eingepressten Figuren und ein glänzend schwarzer Trinkbecher aus Thon, mit Eindrücken verziert, zu bemerken. In letzterem befand sich ein silbernes Löffelchen, welches wahrscheinlich beim Mischen des Weines zum Umrühren benutzt wurde. Ein weiteres Interesse boten zwei Ziegelgräber. Je 5 Ziegelplatten von $1\frac{1}{2}$ Decimeter Länge und Breite bildeten einen kastenförmigen Bau. Das eine Grab barg ausser verbrannten Knochenüberresten eines Schädels und anderer Körpertheile zwei vollständig erhaltene angebrannte Ober-

armknochen von ungewöhnlicher Stärke. Das andere Grab wies keinen Inhalt auf, war wahrscheinlich ein leeres Grabmal.

Endlich wurde noch eine aus Tuffstein gemeisselte Aschenkiste, die einen ausgehöhlten Würfel von 40 Cm. Breite und 25 Cm. Tiefe bildet, zu Tage gefördert. Dieselbe enthielt verbrannte Knochenreste. Einen weiteren wissenschaftlichen Werth erhält die Fundstelle besonders durch die 3 dort aufgefundenen Münzen aus Grosserz. Eine Münze trägt den Namen des Antoninus Pius, eine zweite den des Lucius Verus; die dritte ist zwar so stark abgenutzt, dass keine Inschrift zu erkennen ist, jedoch scheint, nach den Umrissen des Kopfes zu schliessen, auch diese einem der genannten Kaiser anzugehören.

Nordwestlich von hier vor dem Rheinthore in der Nähe der römischen Heerstrasse, die von Köln über Neuss nach Xanten führte, förderte man bei dem Lehmstechen zu der Ziegelei des Herrn Elfes mehrere Gräber aus der ersten Kaiserzeit zu Tage.

Im Jahre 1873 fand sich hier eine $1\frac{3}{4}$ □-Ruthe grosse Fläche, die von einer 2 Fuss unter der jetzigen Oberfläche beginnenden 2 Fuss breiten und 3 Fuss hohen Mauer umgeben war, welche aus Lindberger Sandstein-Bruchstücken ohne Mörtel aufgebaut war. Die Erde innerhalb dieser Einfriedigung zeigte in einer Tiefe von $5\frac{1}{2}$ Fuss bedeutende Reste von Leichenbrand untermischt mit Bruchstücken von schwarz angebrannten Thon- und Glasgefässen, von Eisenüberbleibseln und Montierungsstücken, wie Knöpfe, Schnallen u. s. w.

Etwas unterhalb der ustrina fand man die Urnen und Beigaben. Sie bestehen aus zwei mit Deckeln versehenen Urnen, die von einer cylindrischen Capsel umgeben waren. Dieselben haben eine Grösse von $1\frac{1}{2}$ Fuss, bestehen aus einem grünlichen Glase und zeigen eine sehr edle Form, die durch zwei elegant gewundenen Henkel geziert, nicht nur von einem bedeutenden Schönheitsgefühl des Verfertigers, sondern auch von der vornehmen Prunksucht der ehemaligen Besitzer Kunde geben. Auf dem Deckel einer der Urnen befand sich ein eindohtiges thönernes Lämpchen von bekannter Form, und in der Umgebung derselben zwei vierseitige mit geripptem Henkel versehene Flaschen, von denen eine ein sogenanntes Andreaskreuz als Fabrikzeichen trägt, eine eiserne Lampe, die aus dem eigentlichen Boden und einer senkrecht von diesem aufsteigenden Wand besteht, die zwei Dreiviertel-Kreise bildet und nach hinten zu in einem ebenfalls senkrecht aufsteigenden Griff, der zum Aufhängen bestimmt ist, ausläuft, wie solche noch heute üblich und besonders im 17. Jahrhundert im Gebrauche waren, ein hammerförmig auslaufendes eisernes Aextchen von nur 5 Zoll Länge und eine Kupfermünze des Vespasian.

Im Jahre 1872 hob man gleich neben der Einfriedigung dieses Grabes innerhalb einer Tuffsteinumzäunung aus geringer Tiefe eine aus Tuffstein gemeisselte achtseitige Aschenkiste, die mit einem Deckel versehen ist, von 4 Fuss Länge und 3 Fuss Höhe, in ihrer äusseren Gestalt unseren Särgen gleich. Sie enthielt Knochenüberbleibsel und eine Kupfermünze aus der Kaiserzeit. Bedeutend tiefer als die Lage der Aschenkiste öffnete man ein sogenanntes Ziegelgrab, das ebenfalls eine $10\frac{1}{2}$ Zoll hohe Glasurne barg von derselben

Schönheit als die oben angeführten. In der Nähe dieser Urne zeigte sich eine weitere von den oben beschriebenen Glasflaschen, ein thönernes Lämpchen von derselben Gestalt, wie die eben erwähnte eiserne Lampe, jedoch mit kleinem Henkel versehen, und mehrere Thongefässe. Offenbar haben wir es hier mit Familiengräbern vornehmer, römisch-ubischer Ansiedler zu thun. Die Einfriedigungen, welche wohl die Gränzen des jeder Familie eigenthümlichen Platzes sind, sowie die Urnen und die Aschenkiste innerhalb derselben deuten darauf hin. Beachtenswerth ist die *ustrina*, die hier auf der Begräbnisstätte angelegt ist.

Es verdient hier noch eine aus einem kalkähnlichen weissen Steine (Jurakalk?) gebildete Urne von 2 Fuss Grösse Erwähnung, die bis zum Rande mit Knochenresten angefüllt war. Man fand dieselbe ausserhalb der Steineinfriedigungen im J. 1874. Sie hat ein solch' barbarisches Aussehen, dass sie denen aus prähistorischer Zeit gleicht, allein stellt man sie neben die aus römischer Zeit stammenden Steinkisten, so scheint es fast ausser Zweifel, dass auch sie der römischen Kaiserherrschaft angehört.

Vor etwa 4 Wochen fand Herr Weinhändler Franken bei den Grundarbeiten auf seinem Hofe, der jene bekannte römische Begräbnisstätte berührt, die vom Münsterplatze ausgehend sich westlich von hier die alte Heerstrasse entlang hinzieht, und nach Münzen u. s. w. zu schliessen im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angelegt worden ist, ein aus einem äusserst feinen festgebrannten Thon bestehendes Köpfchen einer gegen 12 Cm. grossen Statuette des römischen Vulkan. Er ist im kräftigen Mannesalter mit vollem Barte dargestellt und trägt eine Mütze, welche der bei den Römern unter dem Namen *cucullus* bekannten Kaputze ähnlich sieht. Die Durchbildung dieses kleinen Köpfchens ist so meisterhaft, der Contour und die Form so edel, dass wir es als eine Perle derartiger Arbeit römischer Kleinkunst begrüssen dürfen. Es gehörte zu den Beigaben eines Grabes, welches ausser einer schalenförmigen Urne, welche die Knochenreste enthielt, ein 15 Cm. grosses kugelförmiges Fläschchen mit langem Halse ohne Henkel und ein 6 Cm. grosses pokalähnliches Fläschchen, letzteres geziert durch zwei schön gewundene Henkel, barg. Ersteres besteht aus ganz hellen *crystallähnlichen* weissen Glase, letzteres ist aus einem grünlich blauen Glase und macht durch seine buntfarbig schillernde Oxydation einen höchst zierlichen Eindruck.

Man könnte sich wohl geneigt fühlen diese Statuette als ein Geschenk zu betrachten, wie sie bei den Saturnalien zumeist von Eltern ihren Kindern gegeben wurden, allein auf jener Begräbnisstätte, wo dieser Fund gemacht wurde, förderte man schon früher mehrere Bildnisse derselben Gottheit an das Tageslicht, die von verschiedener Grösse und aus verschiedener Masse verfertigt, schwerlich als Kinderspielzeug zu deuten sind. Eines jener früher gefundenen Vulkan-Bildnisse befindet sich im Besitze des Herrn Norrenberg. Es hat eine Grösse von 17 Cm. und ist aus weissem Thon gebrannt. Der Gott ist stehend dargestellt mit der Tunika bekleidet, die die rechte Brust unbedeckt lässt, bis zu den Knien hinabreicht und unter dem Oberkörper durch einen Gürtel ge-

halten wird, hinter welchem das Gewand in die Höhe gezogen ist und so über den Gürtel in reichen Falten herabhängt. In der rechten Hand lässt er Spuren eines Hammers (zweifelhaft), in der linken eine Zange erkennen, unter welcher zu seinen Füßen ein würfelförmiger Amboss angebracht ist. Der Kopf, der dem erst gefundenen gleicht, trägt ebenfalls jene eiförmige Mütze, die wohl gegen den Staub der Werkstätte schützen sollte. — Eine Halbstatuette derselben Gottheit, welche aus Eisen gefertigt war, befand sich zur Zeit im Besitze des Herrn Eberle in Düsseldorf. Sie wurde nach dessen Tode in Cöln verkauft. Eine andere aus Thon gefertigte Halbstatuette des Feuergottes ging bei dem Brande des Nix'schen Etablissements zu Grunde. — Beide fand man in Gräbern obiger Begräbnisstätte.

Wahrscheinlich sind diese Darstellungen des Vulkan Denkmale, die uns Kunde geben von den religiösen Vorstellungen der ehemaligen Bevölkerung Novesiums. Es sind wohl Penaten, die man in der Nähe des Heerdes aufstellte, dessen Feuer gleichsam die immerwährende Opferflamme bildete. Hier versammelte sich die Familie, um ihren Schutzgott zu ehren und ihm in Trauer und Freude Opfer darzubringen. So lässt sich leicht errathen, warum wir ihn in der dunkeln Wohnung des Todes der Asche seiner Pfleger beigefügt finden.

Es ist hier an der Stelle noch ein weiteres Fundobject zu erwähnen, das bei der Fundamentirung der Frings- und Frohwein'schen Fabrik in der Hymgasse, in der Nähe von Ueberresten römischen Mauerwerks, mit einer Münze des Commodus, gefunden wurde. Dieser kleine 10 Cm. grosse aus Bronze gefertigte Delfin erinnert durch seine edle Form vollkommen an das Gepräge griechischer Kunst. Die untere Seite der Figur ist weniger vollendet und zeigt Spuren, woraus man schliessen kann, dass die Bronzefigur ursprünglich auf einem anderen Gegenstande befestigt war. Es ist möglich, dass der Delfin zu jenen Figuren (*crustae*, *emblemata*) gehörte, die man an grösseren Gefässen je nach Belieben ansetzen und wieder abnehmen konnte. Der Umstand, dass bei den Bronze-Vasen der Chinesen noch gegenwärtig dergleichen Delfine zu diesem Zwecke verwendet werden, spricht sehr dafür.

Gleichfalls auf der Begräbnisstätte, die sich vom Münsterplatze bis jenseits des Bahnhofs der alten Heerstrasse entlang hinzieht, wurde kürzlich ein interessanter Fund gemacht, bestehend in einem kleinen kugelförmigen Fläschchen, das mit zwei Doppelhenkeln versehen ist. Das Fläschchen ist aus weislichem Glase und vorzüglich erhalten. Daneben fand sich eine dünne Schale ebenfalls aus weissem Glase und in der Form unseren Taschen-Uhrgläsern ähnlich. Die Art und Weise der Randabrundung ist dieselbe, wie wir sie auch bei anderen aus der römischen Kaiserzeit herrührenden Gegenständen finden. Das Fläschchen diente zum Aufbewahren der Schminke (*fucus*), und scheint der Absatz in demselben auf Bleiweiss (*cerussa*) hinzudeuten, eine Substanz, die der Haut einen weissen Teint gibt; auf dem Schälchen wurde wahrscheinlich die Schminke angerieben. Diese Gegenstände sind in meiner Sammlung.

Innerhalb der Stadtmauern, in der Nähe des Oberthors, stiess man bei der Fundamentirung zu einem Neubau in einer Tiefe von 7 Fuss auf ein Men-

schengerippe; unmittelbar neben diesem fand sich eine Urne. Der Schädel ist nach dem Urtheile des Hrn. Prof. Schaaffhausen ein kräftiger Germanenschädel; die Urne, welche unten ganz abgerundet, in ihrer Bildung einem länglichen Kürbis gleicht, ist aus freier Hand gefertigt.

Kürzlich fand man in Ramrath, einem Dorfe bei Gohr, in einer Tiefe von etwa 3 Fuss eine altgermanische Urne, welche verbrannte Knochenreste enthielt. Die Urne ist aus freier Hand gefertigt, besteht aus einem festgebrannten Thone und zeigt eine dunkel bläulich-schwarze Farbe; sie gleicht einer plattgedrückten Kugel und hat eine Höhe von 15 Cm. und 17 Cm. Durchmesser. — In meiner Sammlung befinden sich zwei solcher Urnen, welche nicht weit von Ramrath gelegen sind. Da alle diese Grabdenkmale in der Nähe einer alten Strasse gelegen, so scheint auch hier die von Prof. Schneider nach örtlichen Untersuchungen auf dem rechten Rheinufer gemachte Beobachtung, dass die Alten ihre Grabstätten fast ohne Ausnahme nur an ihren Grenzwehren und Heerstrassen anlegten, sich bestätigt zu finden.

Schliesslich erwähne ich noch zwei kürzlich aufgefundene Petschafte. Siegelabdrücke ergeben auf einem das Bildniss des Apostels evangelischer Armuth, des hl. Franziskus, umgeben von der Inschrift: S(igillum) sororum tertii ordinis in Nussia; auf dem anderen einen Löwen umgeben von der Inschrift: Sigillum Scabinorum in Chor (das heutige Gohr bei Neuss). Beide Petschafte stammen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, erstgenanntes ist in meine Sammlung übergegangen ¹⁾.

Neuss.

Koenen.

32. Rheinberg. Zwischen Birten und Grünthal hat man wenige Schritte seitlich von der Chaussee im vorigen Sommer beim Kiesfördern einen mächtigen Grabstein aufgefunden, aber die Oberfläche war stark verwittert und dessen Inschrift total verschwunden. Ferner habe ich ca. 20 Minuten von hier eine kleine Sammlung römischer Thongefässe entdeckt, die ich in meinen Besitz gebracht habe. Unter den betreffenden Gegenständen befindet sich eine kleine Schüssel von terra sigillata mit dem Stempel Aprilis f. c. t. Das Ganze wurde beim Sandgraben aufgefunden, wie man sagt, vor ungefähr 20—30 Jahren. Ich würde weitere Nachgrabungen an der Fundstätte veranlasst haben, aber der Eigenthümer verlangte dafür eine Entschädigung von 100 Thlr. Der Fund verdient besondere Beachtung, weil er mit anderen Ausgrabungen in der Gegend

1) Die im Eingange dieses Berichtes S. 223. 24 erwähnten am Bahnhofe zu Neuss gefundenen Gegenstände (irdene Gefässe, ein silbernes Löffelchen, drei Bronzemünzen, darunter eine wohlerhaltene von Lucius Verus, Rev. **REX ARMEN DAT**) sind durch die Liberalität der Directionen der Rheinischen und Bergisch-Märkischen Eisenbahnen der Sammlung unseres Vereins überwiesen worden.

D. Red.

in Verbindung gebracht, Aufschluss über den Lauf der Römerstrasse geben dürfte, für welche man bisher eine verkehrte Richtung angenommen hat.

R. Pick.

33. Trier. Im März des verflossenen Jahres wurde in dem Esken'schen Garten, welcher vor der Stadt zwischen dem Neuthor und dem Weberbachthor liegt, der Rest eines leider zerstörten Mosaikbodens aus bunten Würfeln gefunden. Die Arbeiter stiessen darauf beim Auswerfen einer Grube. Das Fragment wurde ausgehoben und zur Aufbewahrung in die römischen Bäder gebracht. Soviel man daraus erkennen kann, bestand die Zeichnung aus einer Anzahl durch breite Bänder von Flechtwerk und aneinander gereihten Dreiecken umrahmten Feldern, in welchen sich grössere figürliche Darstellungen befanden. In einem Felde erkennt man noch das Hintertheil eines Vierfüsslers (Bären?); in dem daran stossenden einen aufrecht stehenden Bären, der sich mit der linken Tatze an einen Apfelbaum stämmt, um mit der rechten Tatze dessen Früchte herabzuholen. Das geöffnete Maul zeigt die Begierde des Thieres nach den über ihm hängenden Aepfeln. Die Zeichnung und Anordnung des Mosaiks, das dem 4. Jahrhundert angehören dürfte, ist nicht ohne Verdienst.

34. Wallerfangen. In meiner Schrift über den Grabfund von Waldalgesheim habe ich als Zeugnisse heimischer Metallindustrie ein bei Wallerfangen befindliches römisches Kupferbergwerk und die im Garten des Hrn. A. von Galhau daselbst gemachten Funde einer sehr grossen Anzahl von Metallringen hervorgehoben. Zugleich wurde auf eine seitdem beiläufig in den Jahrbüchern veröffentlichte im Felsen oberhalb des Bergwerks befindliche römische Inschrift verwiesen, nach welcher Aemilianus dasselbe an den Nonen des März eröffnete ¹⁾.

Im Jahre 1872 fand man im gleichen Garten des Hrn. von Galhau ein Gehänge von drei flachen Bronze-Ringen, welche, wie die Abbildung auf Taf. X, 1 zeigt, aus einem 21" im Durchmesser haltenden grössern und zwei nur 11" messenden kleineren Ringen besteht. Der obere Theil der Handhabe oder vielmehr des Halters des ganzen Gehänges ist abgebrochen und nicht gefunden worden; der untere aufgenietete Theil endet in eine feste Oese. An dieser hängen, von beiden Seiten an den grossen Ring unten anschlagend, die kleineren ebenfalls mit festen Oesen versehenen Ringe. Die Oesen der drei Ringe greifen indessen nicht unmittelbar ineinander, sondern werden durch einen losen Mit-

1) Jahrbuch LIV, S. 341. Nachdem die im Auftrage des Vorstandes unseres Vereins von Hrn. Prof. Kraus veranlasste Aufgrabung der Inschrift in der Trierer Zeitung Jahrg. 1872, No. 67 und in den Jahresberichten der Ges. f. nützl. Forsch. von 1869—71, S. 116 ausführlich besprochen worden, haben wir eine erneute Besprechung bis zur Gewinnung in Aussicht stehender weiterer Thatsachen hinausgeschoben.

telring verbunden, welcher dem Gehänge eine so leichte Beweglichkeit verleiht, dass bei dessen Bewegung sofort ein Aneinanderschlagen und dadurch ein Klanggeräusch stattfindet. Die Hervorbringung eines solchen ist jedenfalls die Zweckbestimmung des Geräthes, welches hiernach, wie nach seiner ganzen Erscheinung zunächst an Pferdeschmuck erinnert, ohne dass es freilich andere ornamentale Verzierungen als beiderseitig eingravirte concentrische Kreise, und zwar nur auf dem grösseren Ringe besitzt. Ich würde es nach Anschauung der reichen Pferdeanschnürungen, wie sie auf Monumenten vielfach vorkommen, für ein Stück solcher zu halten kein Bedenken tragen, wenn nicht nach dem Vorkommen ähnlicher Klangbleche auf einem Marmorrelief des vaticanischen Museums (welches meines Ersehens zuerst Gerhard in seinen antiken Bildwerken Taf. LXXXVII, 2 und nach ihm Bötticher, Baumcultus der Hellenen Taf. II, 5, wie Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 3. Aufl. Fig. 1, S. 6 publicirten) eine andere Deutung mehr Wahrscheinlichkeit gewänne. Auf jenem Relief, dessen verkleinerte theilweise Wiedergabe Taf. X, 2 darbietet¹⁾, erhebt sich hinter einem geschmückten Altare ein geweihter Baum, eine heilige Fichte, an welcher rothe wollene Binden, die in Form von Perlschnüren (Astragalen) geknotet sind und Klangbleche (Krotala) als Weihgeschenke angehängt erscheinen. Neben dem Altar steht (auf unserer Abbildung weggelassen) ein unbedeckter Jüngling, der vielleicht eine dieser Gaben dargebracht hat. Gerhard deutet den h. Baum auf den Cybedienst und die Figur auf Apollo. Ich möchte mit Bötticher nach Suidas die Klangbleche überhaupt für bacchisches Cultusgeräth halten²⁾ und stelle es weiteren vergleichenden Untersuchungen anheim zu entscheiden, ob das Ring-Gehänge von Wallerfangen als bacchisches bei den ausgelassenen Festen des Weingottes geschwungenes Klangblech oder als Pferdeschmuck aufzufassen ist.

E. aus'm Weerth.

Nachtrag. Zu Misc. 14, S. 200. 201. In Regensburg sind ebenfalls zwei neue Stempel von Augenärzten gefunden, der eine mit dem Namen des L. M. Memorialis, der andere nennt den Q. Pompejus Graecinus, der bereits aus einem zu Dalheim gefundenen Stempel bekannt war. S. Ephem. Epigr. II, 450.

Nachtrag. Zu dem Misc. 22, S. 211, Anm. 2 erwähnten Funde in Bonn ist zu bemerken, dass diese Gegenstände, namentlich die silberne mit Arabesken am Rande verzierte Schüssel und ein Medusenhaupt aus gebranntem Thon, in die Sammlung des Hrn. Garthe in Cöln gelangt sind.

1) Der Vorstand verdankt diese Abbildung einem von der Weidmann'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin gefälligst überlassenen Cliché.

2) Bötticher, Baumcultus der Hellenen S. 76 und die dort angeführten Stellen.